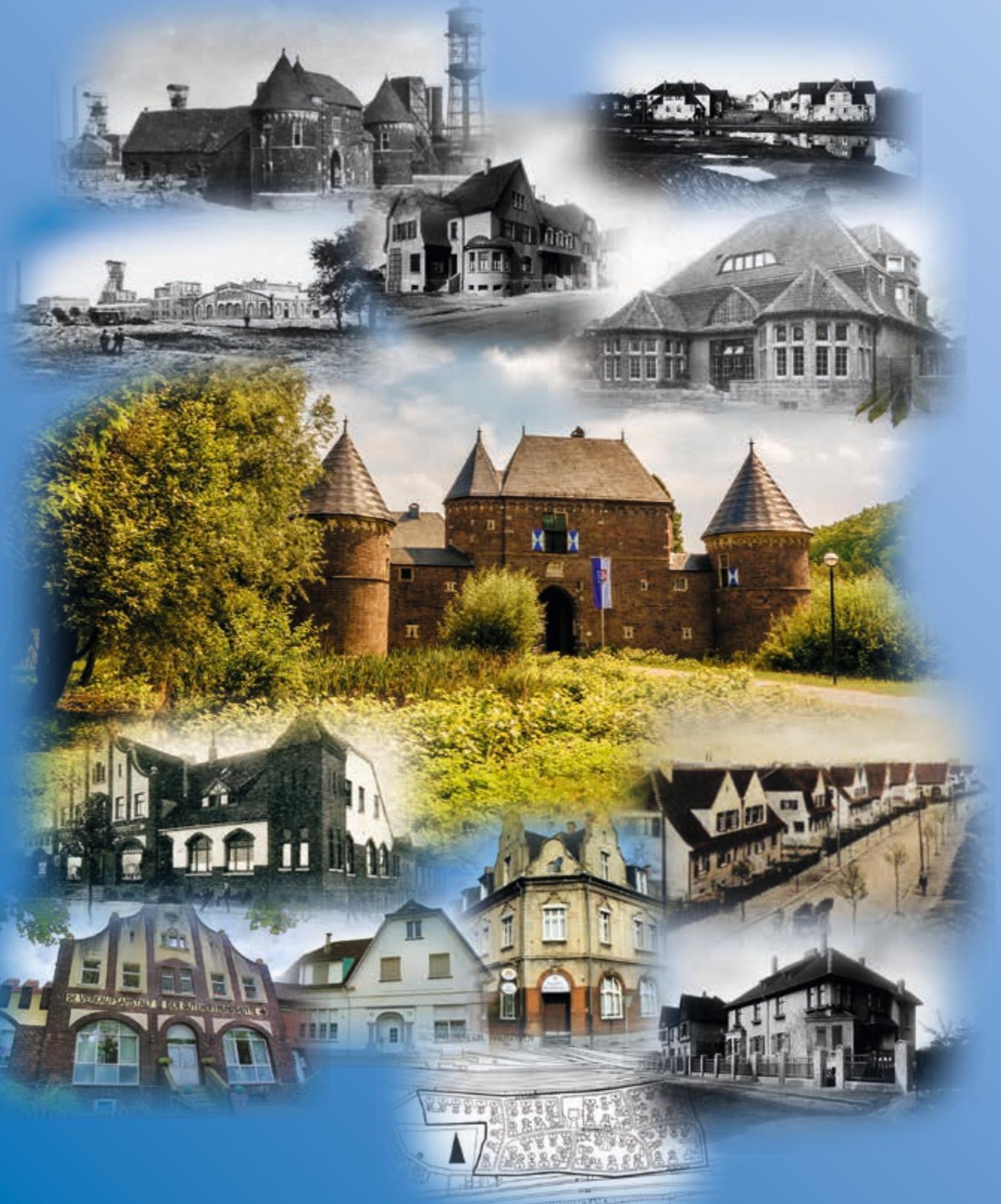




111 Jahre Siedlung Vondern



1906 - 2017



Inhaltsverzeichnis

Das Titelbild ist eine verschwommene Fotocollage von Gebäuden rund um Burg Vondern	1
Inhaltsverzeichnis & Impressum	2
Vorwort für die Arbeitsgemeinschaft	3
Vorwort des Oberbürgermeisters der Stadt Oberhausen – Daniel Schranz	4
Grußwort des Bezirksbürgermeisters für den Stadtteil Osterfeld – Thomas Krey	5
Grußwort Stadtteilbüro	6
Grußwort der KG Blau-Gelb Vondern 1936 e.V.	8
Grußwort Förderkreis Burg Vondern e.V.	9
111 Jahre Siedlung Vondern – ein Jubiläum im Spiegel der Stadtgeschichte	10
Die Zeche Vondern	14
Vondern – Baukultur als Geschichte und Perspektive	19
Markante Gebäude – richtige Hingucker in Vondern	22
Programm am Wochenende 14. & 15.10.2017	24
Preiswerte Lebensmittel – der Konsum.	26
Wir durchschwammen die Emscher	29
Eine Familiengeschichte – Es gab keinen Fernseher	30
Vondern und die Nahversorger Brinkmann und Smodis	40
Bekannte Söhne der Siedlung Vondern	42
Die Siedlung Vondern	45
Rückseite – Foto Burg Vondern	48



Dieser Grabstein am Haupteingang des Ostfriedhofs in Bottrop dient in dieser Festschrift dem Gedenken an die Opfer der Kriege und als Mahnung für den Frieden.

Inscript: Hier ruht mein innigstgeliebter Gatte Ludwig Baron, geb. 13. März 1867, verungl. 20. Juni 1905 auf Zeche Vondern in Folge Ausübung seines Berufes.

Festschrift über
111 Jahre Vondern
auf 48 Seiten

Das war´s!
Was war?
War was?

Impressum:

Arbeitsgemeinschaft

Förderkreis Burg Vondern e.V. und
KG Blau-Gelb Vondern 1936 e.V

WEB: www.burg-vondern.de

V.i.S.d.P.: Walter Paßgang und Andreas Meinert

Fotos: u.a. Carsten Walden und Rüdiger Marquitan

Gestaltung und Druck:

Walter Perspektiven Druck und Medien Service GmbH



Vorwort für die Arbeitsgemeinschaft

Mit dieser Festschrift „111 Jahre Siedlung Vondern“ möchten die veranstaltenden Vereine – Förderkreis Burg Vondern e.V., KG Blau-Gelb Vondern 1936 e.V. und der Angelsportverein Rotaugen Vondern e.V. – nicht von den Sorgen der Menschen ablenken, sondern sie stolz machen, in Vondern zu leben. Denn Mittelalter und Ruhrgebiet sind sich hier mit der Burg Vondern und der Siedlung Vondern sehr nahe.

Mit dieser Festschrift laden wir aber auch zu einem Rundgang durch die Geschichte ein. Ein Rundgang, der zum Bildungsgang für Jung und Alt, für Oma und Opa oder Papa und Mama werden soll.

Früher war der Arbeitsplatz die Zeche vor der Haustür. Heute muss man weite Anfahrtswege zur Arbeitsstelle auf sich nehmen. Damals saß man auf der Bank vor dem Haus, man kannte sich, unterhielt sich über die Tauben, den Sport und trank einen Korn zum Bier. Sicherlich kam bei der Gelegenheit auch zur Sprache, dass man in „Notzeiten“ das Getreide oder die Kartoffeln auf den Feldern rund um Burg Vondern zur Herstellung von Bier und Schnaps verwenden kann. So hörte man durch die offene Haustür auch schon mal die Flöhe husten und die Töpfe auf dem Herd klappern. Man roch, was es mittags auf die Gabel gab. Wurde ein Streich ausgeheckt, dann waren es meist nicht die Kinder einer Familie, sondern die Kinder der Siedlung.



Der Konsum, das Kasino, der Kindergarten, die Gaststätten Großholdermann oder Risse waren die Treffpunkte für das Lebensnotwendige, die Erziehung oder die Unterhaltung. Am Tresen redete man, bis die Lichter ausgingen. Im Verein wurde diskutiert und selbst Pastöre und Politiker ernst genommen.

Dieses gute Klima kam von unter Tage. Hier war man aufeinander angewiesen und pflegte deshalb die Kameradschaft. Das setzte sich über Tage fort – da gab es natürlich auch Ausnahmen. Die Solidarität wurde zum Kultstatus und den gilt es am **14. und 15. Oktober 2017** neu zu beleben. Bewohner und Gäste sollen die Aufwertung der Siedlung nicht nur zur Kenntnis nehmen, sondern auch spüren. Aus der „Bergarbeiterkolonie“ von einst ist nämlich eine schicke Eigenheimsiedlung geworden. Gemessen an den heutigen Wohnverhältnissen sind die Wohnungen zwar klein. Man hat aber seinen eigenen Garten, der auch heute noch bei jeder sich bietenden Gelegenheit dem geselligen Nachbarschaftsleben dient.

Festschrift ja – Festakt nein

Auf einen Festakt haben die verantwortlichen Vereine verzichtet. Mit jedem Artikel in der Festschrift soll die Geschichte Vonderns an Aufmerksamkeit gewinnen und nicht zur nüchternen Aussprache werden.

Danke sagen wir den Mitarbeitern des Osterfelder Heimatblattes „Der Kickenberg“, Heinrich Bahne, Dirk Hellmann, Fritz Pamp und Klaus Weinberg, die zum Gelingen dieser Festschrift beigetragen haben. Oft sind Bilder über Krieg und Flucht aus der Heimat Bilder von einem Familienschicksal. Vielfach sind sie identisch, aber jedes hat seine eigene Geschichte. Das Kriegsleid wird zum Teil noch viel länger dauern, wenn es wie für Franz Wienisch für das ganze weitere Leben steht. Alles möge im Unterbewusstsein wirken, die gewonnenen Erkenntnisse sollten aber noch lange weiterreifen.

So danken wir Prof. Dr. Roland Günter, der sich mit seinem architektur-historischen Wissen über den Siedlungsbau einbringt und Dr. Magnus Dellwig, der über das Jubiläum im Spiegel der Stadtgeschichte schreibt. Die Geschichten von Hans Gonska gehören ebenso in diese Aufzählung.

In dieser Festschrift wollen wir auch den Menschen ein Denkmal setzen, deren Wurzeln in Vondern liegen, die von hier aus ihre kulturelle oder sportliche Karriere durchlebt bzw. durchlaufen haben.

Und noch eines: Bilder und Eindrücke aus dieser Festschrift sollen später auch als Wanderausstellung einen Platz auf der Burg Vondern haben.

Walter Paßgang

Vorsitzender des Förderkreises Burg Vondern e.V.



Vorwort des Oberbürgermeisters der Stadt Oberhausen – Daniel Schranz

Liebe Oberhausenerinnen und Oberhausener,
liebe Bürgerinnen und Bürger in Vondern,

vor 111 Jahren begann das damals Oberhausen prägende Unternehmen Gutehoffnungshütte den Bau der Siedlung Vondern. Für uns Oberhausener ist das ein beachtenswerter Grund, zurückzublicken. Die Werkssiedlung Vondern dokumentiert auf eindrucksvolle Weise, wie eng in Oberhausen Stadtgeschichte und Unternehmensgeschichte zusammenwirkten, wie vielseitig Arbeiten, Wohnen und Leben miteinander verknüpft waren.



Als 1898 im Zuge der Nordwanderung des Ruhrbergbaus die Teufarbeiten auf der Zeche Vondern begannen, fiel dies in die Epoche eines beispiellosen, zwanzig Jahre andauernden wirtschaftlichen Booms, in dem Arbeitskräfte in der Region sehr knapp waren. So beschritten Großunternehmen wie die GHH neue Wege, Zuwanderer über gute Löhne und über Lebensqualität ins Ruhrgebiet zu werben. Die Siedlung Vondern – die erste „Gartenstadt“ im Werkswohnungsbau der GHH – wurde schnell Heimat für Familien aus den entfernten preußischen Ostprovinzen. Das gelang über Altbewährtes wie Gartenland und Stall, aber vor allem über Neues wie beispielsweise die Architektur der Gartenstadt, eine Verkaufsanstalt und einen Kindergarten der Firma als Angebote für den familiären Alltag.

In moderne Begriffe gefasst, handelte die GHH mit innovativen Instrumenten. Die betriebliche Sozialpolitik der GHH setzte etwas um, das uns auch heute eine Schlüsselerkenntnis der Integration geworden ist: Wenn wir den Menschen Heimat bieten wollen, müssen wir uns auf ihre Lebenserfahrungen einlassen. Wenn Zuwanderer und Einheimische sich in den jeweils anderen ein Stück weit hinein versetzen und aufeinander zugehen, wird das Zusammenleben verständnisvoller und mitmenschlicher ausfallen.

Neben diesem bedeutsamen Aktualitätsbezug gibt es eine Vielfalt von historischen Kenntnissen rund um die Siedlung Vondern zu entdecken, die unser Wissen um das Oberhausen von heute bereichern.

Dafür danke ich Herausgeber und Autoren und Ihnen wünsche ich bei der Lektüre viel Vergnügen.

Herzlichst Ihr

Daniel Schranz
Oberbürgermeister





Grußwort des Bezirksbürgermeisters für den Stadtteil Osterfeld - Thomas Krey

Liebe Bürgerinnen und Bürger,

das Ruhrgebiet ist berühmt für seine Bergbaugeschichte. Einen Teil dieser Geschichte steuert die Siedlung Vondern bei, die in diesem Jahr 111 Jahre alt wird.

Der Name der Siedlung Vondern wird abgeleitet von der Nachbarschaft zum einzigen Herrnsitz „Burg Vondern“. Der Volksmund sprach jedoch sehr früh von der „Glück-auf-Siedlung“, da die Gemeinde die Verbindungsstraße zwischen der Schloßstraße und der Bruchstraße, der heutigen Arminstraße, „Glückaufstraße“ nannte.



Im Auftrag der Gutehoffnungshütte wurde die Siedlung zwischen 1907 und 1913 für Arbeiter der nahegelegenen Zeche Vondern erbaut. Hier entstanden 125 Häuser mit über 400 Wohnungen. Die Planer dieser Siedlung orientierten sich nicht an den üblichen, rechtwinkligen - geometrischen Strukturen, sondern ließen sich vom Konzept der „Gartenstadt“ inspirieren. So wurden an einer geschwungenen Straßenführung versetzt stehende Häuser und verschiedene Wohnungstypen gebaut. Die Wohnhäuser wurden durch zwei architektonisch bemerkenswerte Gebäude, der „Verkaufsanstalt IV“ sowie dem „Kinderhaus“ ergänzt. Mit diesen Einrichtungen wurde seinerzeit die Infrastruktur der Siedlung verbessert, die durch den Rangierbahnhof Osterfeld im Norden und das Zechengelände (heute Autobahn A 42) im Süden umgeben ist. Lediglich über die Bruchstraße bestand eine Verbindung zum Zentrum der damaligen Gemeinde Osterfeld.

An der „Insellage“ der Siedlung hat sich bis heute nur wenig geändert. Durch Neubauten im westlich gelegenen Umfeld verbesserten sich die Infrastruktur und Verkehrsanbindung der Siedlung.

Darüber hinaus wird die Siedlung sicher von dem Konzept „Soziale Stadt Osterfeld“ profitieren. Über mindestens sieben Jahre wird das Land NRW die soziale und städtebauliche Entwicklung in Osterfeld mit insgesamt 22 Mio. Euro fördern. Ich bin sicher, dass auch in der Siedlung Vondern zahlreiche Projekte zur Steigerung der Attraktivität des Quartiers durch die Bereitstellung von Finanzmitteln des Landes gefördert und realisiert werden.

Die für den 14. und 15.10.2017 geplanten Festtage geben Anlass, einmal inne zu halten und sich auf die Geschichte der Siedlung zu besinnen. Meines Erachtens geht von dieser Siedlung rund um die Burg Vondern bis zum heutigen Tag ein besonderes Flair aus, das die Besucher/innen und Gäste genauso erfasst wie die Bewohner/innen.

111 Jahre Siedlung Vondern ist ein Grund zum Feiern – aus Freude und aus Liebe zum Heimatort. So wünsche ich den Bewohnern/innen auch in Zukunft einen guten Zusammenhalt und für die Festtage gutes Gelingen und viele schöne, gemütliche Stunden.

Die Feierlichkeiten werden von der KG Blau-Gelb-Vondern, dem Förderkreis Burg Vondern sowie dem hier beheimateten Angelclub organisiert.

Ich danke allen Akteuren für ihr Engagement und die Zusammenstellung eines bunten Programms.

Glück auf

Thomas Krey

Bezirksbürgermeister Osterfeld





Grußwort Stadtteilbüro

Hintergrundinformationen

Zur Begleitung des Stadterneuerungsprozesses „Soziale Stadt Osterfeld“ hat die Stadt Oberhausen ein Stadtteilmanagement eingerichtet.

Beauftragt wurde das Bochumer Büro WohnBund-Beratung NRW, das bereits an der Erstellung des Integrierten Handlungskonzeptes (IHK) „Soziale Stadt Osterfeld“ beteiligt war und nun die Umsetzung gemeinsam mit allen Beteiligten vorantreibt. Das IHK mit seinen über 40 Teilmaßnahmen bildet den Arbeitsrahmen des Stadtteilmanagements.



Im IHK wurden folgende strategische Entwicklungsziele formuliert:

1. Stärkung von Bildung, sozialer und kultureller Infrastruktur und Orten der Integration und Begegnung
2. Verbesserung der baulichen und städtebaulichen Situation im öffentlichen Raum
3. Ausbau von Mobilität
4. Förderung von Qualifizierung und lokaler Ökonomie
5. Weiterentwicklung des Immobilienbestandes
6. Förderung der lokalen Netzwerke
7. Klimaschutz und Klimafolgenanpassung planen und umsetzen.

Darüber hinaus wurde im Rahmen dieser Grundlagenarbeit das Programmgebiet festgelegt. Insgesamt leben in dem abgegrenzten Programmgebiet ca. 22.200 Einwohner/-innen auf einer Fläche von 550 ha. Mit 4.038 Einwohnern pro km² zählt das Programmgebiet zu den dichtest besiedelten Räumen Oberhausens. Das Gebiet umfasst die drei Sozialquartiere Osterfeld Mitte /Vonderort, Vondern/ Osterfeld Süd und Eisenheim/ Heide sowie den östlichen Teilraum des Sozialquartiers Rothebusch. Alle Bürger/-innen haben die Möglichkeit, sich mit ihren Anregungen, Ideen und Vorschlägen einzubringen. Gleichzeitig informiert das Stadtteilmanagement über neue Sachstände, anstehende Termine und Mitwirkungsmöglichkeiten.

Die ersten Monate in Osterfeld

Am 3. April 2017 erfolgte die offizielle Büroeröffnung, zu der der damalige NRW-Bauminister Groschek, Oberbürgermeister Schranz, aber auch zahlreiche Osterfelder/-innen das vierköpfige Team des Stadtteilmanagements begrüßten.

Es folgte eine ereignisreiche Zeit mit vielen Gesprächen und Aktionen, dazu zählen unter anderem: Teilnahme an „Super Sauber Oberhausen“, Gastgeber des Osterfelder Frühstücks, regelmäßige Treffen mit Stadtteilakteuren, Sitzungen des Stadtteilbeirates (der Beirat begleitet den Stadterneuerungsprozess als offizielles Gremium), Organisation des Tages der Städtebauförderung mit Aktionen an vier Standorten im Gebiet sowie die Umsetzung erster Ausstellungen im Stadtteilbüro.



Zu den Hauptinstrumenten des Stadtteilmanagements gehören der Verfügungsfonds, der Ideen und Aktivitäten aus der Bürgerschaft unterstützt, und das Fassaden- und Innenhofprogramm.

Hier übernimmt das Team eine koordinierende, initiierte und beratende Funktion. Beide Programme sind sehr gut angelaufen und werden in den nächsten Jahren fortlaufen.

Diese Instrumente zielen auf die Aktivierung privaten Engagements, das zu einer Aufwertung des Programmgebietes führt und die öffentlichen Investitionen optimal ergänzt. Beratungen zu allen Fragen rund um den Stadterneuerungsprozess „Soziale Stadt Osterfeld“, Informationen, Antragsformulare und Richtlinien erhalten Sie vor Ort im Stadtteilbüro.



Kontakt und Öffnungszeiten

Stadteilbüro Osterfeld
Gildenstraße 23
46117 Oberhausen

Tel.: 0208-81069120
info@stadteilmanagement-osterfeld.de
www.stadteilmanagement-osterfeld.de

Mo: 08.00 – 12.00 Uhr
Di, Mi, Fr: 10.00 – 14.00 Uhr
Do: 14.00 – 18.00 Uhr

Melden Sie sich auf der Website für den elektronischen Newsletter an. So sind Sie stets über den Stadterneuerungsprozess informiert. Natürlich erhalten Sie gedruckte Exemplare auch vor Ort bei im Stadteilbüro. Das Team freut sich auf Ihren Besuch!

Team Stadteilmanagement Osterfeld



Brigitte Karhoff



Nathalie Liese



Dustin Abendroth



Zahide Derin



111 Jahre Siedlung Vondern

Grußwort der KG Blau-Gelb Vondern 1936 e.V.

Vor über 80 Jahren hatte es in Vondern gefunkt: Eine Siedlungsgemeinschaft, die zu über 90 Prozent aus Arbeitern bestand, zusammengewürfelt aus aller Herren Länder, gründete eine Karnevalsgesellschaft. Die von da ab herrschenden Prinzen fühlten sich als die närrischen Nachfolger der Klevischen Grafengeschlechter.



Die vorliegende Festschrift zum 111-jährigen Jubiläum der Siedlung Vondern ist kein reines „Bilderbuch“, sondern sie möchte auf die Geschichte eingehen und in einigen Artikeln schildern, wie die Bewohner in den vergangenen 111 Jahren die verschiedensten Probleme meisterten.

Aus der einstigen Arbeitersiedlung ist heute eine Eigentumssiedlung geworden. Dieser Wandel und die Zukunft der Siedlung sind ohne Erinnerung an die vergangenen Zeiten kaum vorstellbar. Menschen kommen zu Wort, Geschichten werden aufgefrischt – Geschichten aus Notzeiten, von Streik und Arbeitslosigkeit u.a.

Die Narrenschar benötigte oft keinen Anstoß von außen, um in Stimmung zu kommen. Humorvolle Präsidenten verstanden es, mit den drei Worten „auf die Stühle“ den ganzen Saal bei Großholdermann in Bewegung zu bringen. Mit neuen und alten eigenen Liedern trugen wir erheblich dazu bei. „In Vonderbruch da ist was los, grad wie in Köln am Rhein, da freut sich alles Klein und Groß, selbst das Großmütterlein. Da ist das Bier, das edle Nass, die Stimmung ganz famos, da kriegst du eine Riesenspaß und auch den Kummer los.“

Lassen Sie uns in diesem Sinne zusammenstehen, nicht alles als selbstverständlich ansehen, sondern anpacken und die Zukunft in Freude und mit Interesse gemeinsam gestalten. Wir als Karnevalsgesellschaft Blau-Gelb Vondern 1936 e.V. wollen – neben unseren Aktionen im gesellschaftlichen Leben des Brauchtums Karneval – unseren Beitrag beim Siedlungsfest am 14. und 15. Oktober 2017 mit vielen anderen leisten. Das war unser Ziel bei der monatelangen Vorbereitung dieses Wochenendes.

Nun wünschen wir Ihnen, liebe Leserinnen und Leser, liebe Bewohnerinnen und Bewohner der Vondersiedlung, schöne und gute Momente an diesem Wochenende und darüber hinaus eine hoffentlich weiterhin gute Zukunft.

Für den Vorstand der KG Blau-Gelb Vondern 1936 e.V.



Ralf Brüggmann
Vorsitzender



Jürgen Vogelpoth
Präsident





Förderkreis Burg Vondern e.V. Grußwort - 111 Jahre Siedlung Vondern

In diesem Jahr steht die Siedlung Vondern im Zeichen des 111-jährigen Jubiläums. Schaut man sich in dieser Festschrift alte Bilder an oder liest in den Geschichten und Berichten, wird einem eines immer wieder bewusst: Wir stehen auf dem Boden, den uns andere bereitet haben, wir sind reich an Erfahrungen, Errungenschaften, weil unsere Vorfahren mit Herz und Verstand für vieles gerungen haben.



Ein Geschenk sind die Wohnungen, die Gärten, und es war die Zeche, auf der man im „Schweiß seines Angesichts“ das Brot für sich und die Familie verdienen konnte, ein Kindergarten, in dem man lernen und spielen konnte, ein Konsum, in dem man fast alles für den täglichen Bedarf bekam. Die Waren, die im Sortiment des Konsums fehlten, brachten Händler mit Pferd und Wagen oder mit Karre und Dreirad bis vor die Haustür.

In der Siedlung lebten Menschen mit den verschiedensten Berufen und Interessen friedlich zusammen, u.a. Kumpel, Handwerker, Taubenzüchter, Motorradfreunde, Gewerkschafter und Narren mit ihren „nährischen Untertanen“.

Das alles dankbar anzuerkennen, ist heute Ansporn und Ermutigung. Aber wir dürfen nicht auf der Stelle treten, alles muss weiterentwickelt werden. Es muss uns gelingen, Zukunft zu gestalten. Das können wir in der Regel nicht allein stemmen.

Wir sollten uns aber an denen, die vor uns da waren, orientieren. Sie waren es, die den Weg bereitet haben. Das galt und gilt für das Alltagsleben, für ein gutes Miteinander, für die Toleranz im Rahmen der Integration, aber auch für ein erforderliches demokratisches Verhalten. Diese Demokratie mit ihren Bürgerrechten gab uns Sicherheit, gewährte uns Entfaltungsmöglichkeiten, Dinge, die in den Jahren zuvor nicht möglich gewesen waren.

Nun schwelgen wir in der Erinnerung und feiern optimistisch hinein in eine gute Zukunft!



Walter Paßgang
Vorsitzender

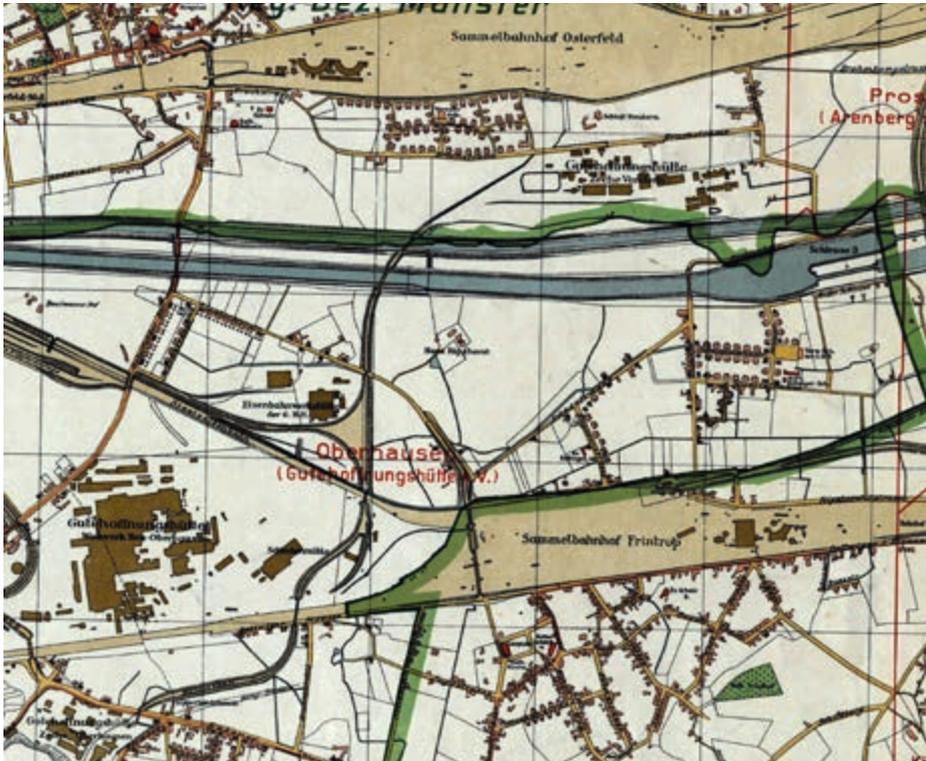


Hagen Hoffmann
Stellv. Vorsitzender





111 Jahre Siedlung Vondern – ein Jubiläum im Spiegel der Stadtgeschichte



Lage der Zeche Vondern und der Kolonien Vondern und Dellwig

Mit dem Baubeginn für die Werksiedlung Vondern der Gutehoffnungshütte feiern die Siedlung und der Stadtteil Vondern an der östlichen Arminstraße ihr 111. Jubiläum. Das ist ein willkommener Anlass, auf die Stadt- und die Stadtteilgeschichte zurück zu blicken. Fritz Pamp unternimmt das in dieser Veröffentlichung, indem er die Geschichte der Zeche Vondern als des wirtschaftlichen Ursprungs für den Siedlungsbau erzählt. Roland Günter bringt sein landesweit geachtetes architektur-historisches Wissen ein, um die Geschichte der Siedlung Vondern in den städtebaulichen und gestalterischen Zusammenhang des Werkswohnungswesens der GHH zu stellen. Mir selbst bietet sich die Gelegenheit, die Entwicklung der Siedlung in den größeren Kontext der Geschichte des Gutehoffnungshütte-Konzerns und der 1929 aus dessen Wirtschaftsraum gebildeten größeren Stadt Oberhausen einzufügen. Autoren und Herausgeber dieser Veröffentlichung sind davon überzeugt, Ihnen als Leserinnen und Lesern damit ei-

nen angemessenen Einblick in wichtige Dimensionen von 111 Jahren Siedlung Vondern zu eröffnen.



Zeche Vondern 1903
(RWWA 130-351002-6)

Die Teufe der Zeche Vondern unmittelbar nördlich der Emscher, dort wo heute die Bundesautobahn A 42 „Emscherschnellweg“ verläuft, begann 1898 als Wetterschacht der Zeche Oberhausen. Die unerwartet großen Steinkohlenvorkommen bewirkten den Ausbau der Schachanlage zur Förderzeche, die 1903 mit 180 Beschäftigten die ersten Kohlen förderte. 1905 war die Belegschaft schon auf 1 300 und 1910 sogar einschließlich der Kokerei auf 2 270 Mann angestiegen. Diese Expansion fand zu einer Zeit statt, als der

Arbeitsmarkt von Stadt und Region Ruhrgebiet arg beansprucht, nahezu leergefegt war. Dieser Hintergrund gab den Anstoß zum Bau der Siedlung Vondern im Jahr 1906, deren Jubiläum wir feiern. Mit 279 Wohnungen in 83 Häusern erreichte die Siedlung 1914 eine stattliche Größe, ebenso wie sie eine fortschrittliche Architektur, als erste Werksiedlung der GHH gänzlich im Stil der englischen Gartenstadtbewegung, aufwies.



In der Kolonie Vondern



Der rasche Aufbau der Zeche Vondern mit 2 Betriebsschächten sowie einer Kokerei mit 120 Koksöfen auf weit über 2 000 Beschäftigte veranlasste die Gutehoffnungshütte dazu, von 1906 bis 1910 gleich eine zweite Werksiedlung ausschließlich für die Belegschaft der Betriebe in Vondern zu errichten, die Werksiedlung Dellwig im gleichnamigen Ortsteil der Bürgermeisterei Borbeck. Diese stürmische Entwicklung weist uns über den räumlichen Bezugsrahmen von Vondern hinaus und legt den Blick auf einen größeren Zusammenhang frei: Die Errichtung der Betriebsanlagen von Zeche und Kokerei Vondern sowie der Bau der Werkskolonien Vondern und Dellwig stand in übergeordneter und vielfältiger Verbindung mit der Unterneh-



mengeschichte der Gutehoffnungshütte sowie der Stadtgeschichte von Oberhausen, Sterkrade und Osterfeld, die den Wirtschaftsraum des Unternehmens bildeten.

1758, 1782 und 1791 entstanden auf dem Gebiet der heutigen Stadt Oberhausen die frühen Eisenhütten St. Antony, Gute Hoffnung und Neu Essen. Damit wurde Oberhausen zur „Wiege der Ruhrindustrie“. 1810 führte Franz Haniel die Betriebe im Unternehmen „Hüttengewerkschaft und Handlung Jacobi, Haniel und Huysen“, kurz JHH, zusammen. Diese Fusion bildete die Voraussetzung für den Aufstieg der JHH zum größten Unternehmen der Eisenerzeugung im Ruhrgebiet, bis Krupp sie in den 1860er Jahren überholte.

Die Entwicklung der drei Hütten verlief keineswegs gleichmäßig und ähnlich. Das hatte direkte Folgen für die Siedlungsgeschichte. Da die St. Antony-Hütte anfangs nur in sogenannten Hüttenkampagnen etwa drei Monate produzierte und anschließend der Betrieb über mehrere Monate ruhte, wirkte sie nicht siedlungsbildend. Stattdessen zogen die Arbeitskräfte nach den Kampagnen immer wieder fort. Die Hütte Gute Hoffnung in Sterkrade dagegen wurde in der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts stetig betrieben. Zudem errichtete die JHH in ihrer Nähe Werkstätten zur Weiterverarbeitung von Eisen und Stahl, zum Beispiel für Schiffe und Dampfmaschinen, für Schienen und Lokomotiven. So kam es, dass Sterkrade sich bis 1850 als Sitz und wirtschaftlicher Mittelpunkt des Unternehmens etablierte.

Der Aufstieg Oberhausens zur Industriestadt kündigte sich 1830 mit dem Bau des Walzwerkes Oberhausen an der Emscher an. Aber erst die 1850er Jahre mit ihrer Hochkonjunktur bewirkten den Durchbruch der Hochindustrialisierung an der Essener Straße: Binnen weniger Jahre entstanden von 1853 bis 1858 die Eisenhütte Oberhausen und die Zeche Oberhausen. Die JHH wurde so unter der Leitung von Franz Haniel zum Pionier im Ruhrgebiet, weil sie als erstes Großunternehmen die Produktionsstufen Kohle – Eisen –

Stahl – Weiterverarbeitung unter einem Dach bündelte. Die Betriebe in Oberhausen wuchsen nun schneller als in Sterkrade und Osterfeld; der Firmensitz wurde 1873 mit der Umbenennung in Gutehoffnungshütte Actienverein (GHH) an die Essener Straße nach Oberhausen verlegt. Im Gebäude der GHH-Hauptverwaltung, errichtet 1875, befindet sich heute Radio NRW.

1873 endete zugleich die gute Konjunktur nach dem deutsch-französischen Krieg von 1870. Bis 1890 herrschten im Ruhrgebiet nur mäßige Wachstumsraten und geringe Gewinnmargen. All das veranlasste Unternehmen wie die GHH zur Beschränkung ihrer Investitionen auf das Notwendige. Eindrucksvolles Beispiel ist der Verzicht auf den Bau eines zweiten Schachtes als Wetterschacht für die Zeche Osterfeld, nachdem diese 1879 die Förderung aufgenommen hatte. Umso mehr sparte das Unternehmen in jenen Jahren an den so genannten betrieblichen Wohlfahrtseinrichtungen, wie Werksiedlungen oder neuen Angeboten der Familien- und Gesundheitsfürsorge. Nicht nur, dass das Geld knapp war. Es fehlte auch der dringende Bedarf, große neue Belegschaften vor Ort unterzubringen und dauerhaft an das Unternehmen zu binden.

Die Rahmenbedingungen des Wirtschaftens veränderten sich dramatisch, als von 1890 bis zum Vorabend des Ersten Weltkrieges 1914 eine in der deutschen Wirtschaftsgeschichte beispiellose, ununterbrochene Hochkonjunktur währte. Die GHH wuchs von 10 000 auf 30 000 Beschäftigte im Oberhausener Wirtschaftsraum, getragen von immer größeren Eisen- und Stahlwerken und der starken Nordwanderung des Bergbaus über die Emscher nach Sterkrade und Osterfeld. Dort, wo bisher nur die eine Zeche Osterfeld gefördert hatte, wurden von 1895 bis 1912 die Zechen Sterkrade, Hugo, Vondern und Jacobi abgeteuft. Damit dehnte sich das Gebiet erheblich aus, auf das sich die Betriebe der Gutehoffnungshütte erstreckten. Zugleich wuchs die Bevölkerung der drei GHH-Gemeinden schnell. Die

Zeitgenossen hatten dafür um 1900 den treffenden Begriff vom „Gesetz des doppelten Stellenwertes“. Das besagte: Für jeden Arbeitsplatz in der Schwerindustrie wurde ein zweiter in Handwerk, Dienstleistungen und bei Zulieferern geschaffen. Machen wir uns nun noch klar, dass die durchschnittliche Kinderzahl der deutschen Frau zwischen 16 und 45 Jahren um 1900 bei über 4 lag – heute sind es 1,5 Kinder – so fügt sich die Wechselwirkung von Industrierowachstum und Stadtwachstum zu einem Gesamtbild zusammen.

Dafür stehen nur folgende eindrucksvolle Zahlen: Von der Gemeindegründung 1862 bis 1915 stieg Oberhausens Bevölkerung von 5 590 auf 103 500 Personen, in nur 50 Jahren auf beinahe das 20-fache. Die Stadt zählte zu den am schnellsten wachsenden Industriestädten der Welt. Um die Heranführung riesiger Belegschaften zu den Großbetrieben der GHH, der Zechen Concordia, Alstaden sowie Roland, der Deutsche Babcock & Wilcox-Werke und zahlreicher Mittelständler zu erleichtern, vollzog Oberhausen 1897 die erste Gründung eines elektrischen Straßenbahnbetriebes im Deutschen Reich. Und zum Dritten: Mit 31 % der Unterbringung von Bergmannsfamilien in Werkswohnungen erzielten die Schachtanlagen im Zuständigkeitsbereich des Königlich Preussischen Bergrevieramtes Oberhausen, zu dem auch die Zechen in Sterkrade und Osterfeld zählten, die höchste Versorgungsquote im gesamten Ruhrgebiet.

Werfen wir einen Blick zurück auf die Entwicklung von Zeche und Kolonie Vondern: Als ein Teil der Nordwanderung des Ruhrkohlenbergbaus wurde die Zeche ab 1898 im nördlichen Abbaufeld der Zeche Oberhausen abgeteuft. Der enorme Arbeitskräftebedarf der GHH – und übrigens auch ihrer Konkurrenten im Ruhrgebiet wie Krupp und Thyssen, Hoesch und Stinnes – lösten seit 1890 die massenhafte Anwerbung von deutsch- und oft auch polnischsprachigen, ländlichen Bewohnern der preussischen Provinzen östlich der Oder, vor allem Schlesien, Ost- und Westpreußen, aus. Um diese ins



111 Jahre Siedlung Vondern

Ruhrgebiet zu locken, wurden nicht allein gute Löhne gezahlt, sondern auch Werkwohnungen mit großem Gartenland und Schuppen geboten. Das milderte den „Kulturschock“ erheblich ab, den manch masurischer Landarbeiter im Ruhrgebiet erlebte.

Für die Entwicklung der Zeche Vondern bedeutete dies, dass die GHH eine große Siedlung in direkter Nähe westlich der Burg Vondern sowie eine kleine Siedlung östlich der Burg baute. Der Handlungsdruck war so groß, dass sich der Vorstand entgegen seines Wunsches zum Grundstückskauf auf die Forderung des Grundeigentümers der Burg Vondern, Graf Droste zu Vischering von Nesselrode-Reichenstein, auf eine Erbpachtzahlung einließ. Man rückte sogar vom sehr kostengünstigen Kreuzgrundriss ab, der seit Bau der Siedlung Eisenheim 1846 die Norm abgab, und schuf in Anlehnung an Häuser, Vorgärten und geschwungene Straßenverläufe der englischen Gartenstadtbewegung das, was wir heute als deutlich mehr Lebens- und Wohnqualität bezeichnen würden. Um den Zugezogenen attraktive Lebensbedingungen in Osterfeld zu bieten, weitete die GHH zum 100. Jubiläum 1910 ihre betrieblichen Wohlfahrtseinrichtungen qualitativ aus. Das bezeugen uns heute noch die herausragenden Gebäude der Siedlung Vondern, in welchen sich an der Arminstraße die „Verkaufsanstalt“ und das so genannte „Beamtencasino“ als Veranstaltungsort befanden sowie an der Glückaufstraße die „Kleinkinderschule“, der Kindergarten, in dem auf Wunsch der Eltern auch Handarbeiten und Hauswirtschaft für die Mädchen der Siedlung unterrichtet wurden.



Gebäude der Verkaufsanstalt IV 2007
Das Kasino wurde im Zweiten Weltkrieg zerstört.



Gebäude der Kleinkinderschule 2007

Die Konkurrenz um Arbeitskräfte im Ruhrgebiet war jedoch um 1905 so groß und das Wachstum der Zeche und Kokerei Vondern derart schnell, dass die eine Siedlung mit 279 Wohnungen in 83 Häusern nicht genügte. Wenige hundert Meter entfernt errichtete die Gutehoffnungshütte ebenfalls als Gartenstadt-Anlage und ebenfalls beginnend im Jahr 1906 die Siedlung Dellwig im gleichnamigen Ortsteil mit ebenfalls 246 Wohnungen in 61 Häusern.

Wie in Bezug auf das Erbbaurecht in Vondern zwangen die Handlungserfordernisse den Konzern auch bei der Siedlung Dellwig zu einem Kompromiss: Diese entstand in der Nachbar-Bürgermeisterei Borbeck. Das geschah entgegen dem Unternehmensziel, die Werkseinrichtungen auf möglichst wenige Gemeinden zu beschränken.

Doch so erlangte die Zeche Vondern noch Bedeutung für die heutige Oberhausener Stadtgrenze zu Essen. Als Essen ab 1911 die Eingemeindung Borbecks betrieb, verlangten GHH und Stadt Oberhausen als kleine Lösung die Eingemeindung des GHH-Grundbesitzes nach Oberhausen. Dem entspricht die heutige Stadtgrenze. Die große Lösung dagegen, ganz Frintrop nach Oberhausen aufzunehmen, scheiterte im Rahmen einer Bürgerabstimmung an dem allzu großen Reiz, den der in Essen höhere Ortszuschlag zum Einkommen auf etwa 800 Beschäftigte der Staatsbahnen am Güterbahnhof Frintrop ausübte. So ging die Abstimmung mit 1 650 Stimmen für Essen und nur 894 für Oberhausen aus.

Die Werkskolonien Vondern und Dellwig erhielten im weiteren Verlauf

der Oberhausener Stadtgeschichte des 20. Jahrhunderts auch nach Stilllegung der Zeche Vondern 1932 eine siedlungsbildende Bedeutung. Als Ursprungsorte für eine umgebende privatwirtschaftliche Bebauung prägen sie noch heute die Stadtteile Vondern um die Arminstraße und Dellwig um die Einbleckstraße. Das erinnert uns auch 111 Jahre nach dem Bau der Werksiedlung Vondern daran, wie eng die Verbindungen zwischen Montangeschichte und Stadtgeschichte in Oberhausen bestehen.

Von der Zeche Vondern als dem wirtschaftlichen Impulsgeber für die Werksiedlungen sind heute keine baulichen Spuren geblieben. Auf den Abriss 1965 folgte 1974 der Bau der Bundesautobahn A 42 direkt über das ehemalige Betriebsgelände. Das erinnert uns zu guter Letzt daran, wie sehr Verkehrseinrichtungen die Kulturlandschaft des Ruhrgebietes beinahe ebenso nachhaltig und umfassend prägten wie die Anlagen der Schwerindustrie selbst.

Für kaum einen Stadtteil in Oberhausen gilt dies bis heute so unmittelbar wie für Vondern, das im Süden von der Autobahn und im Norden von der Eisenbahn eingerahmt wird. Der Güterrangierbahnhof Osterfeld, seit 1891 angelegt, wurde bis 1902 zum größten seiner Art in Europa ausgebaut. Denn hier liefen die Transportbedarfe des GHH-Wirtschaftsraumes mit den Transportbedarfen von Kohlen anderer Unternehmen aus dem westlichen Ruhrgebiet in das innere Deutschlands und insbesondere nach Berlin zusammen. Auch mit seiner großen Bedeutung der Eisenbahn erweist sich Vondern als ein würdiger Stadtteil Oberhausens, dessen Stadtgeschichte als „Kind der Eisenbahn“ mit der Anlegung des Bahnhofs der Köln-Mindener Eisenbahn 1847 ihren Anfang nahm.

Am 22.10.1955 konnten die Osterfelder in der „Ruhrwacht“ den auf der folgenden Seite, oben abgedruckten Artikel lesen.

Dr. Magnus Dellwig



K/W 22.10.1955

50 Jahre Kolonie Vondern

Die Miete betrug 13 Mark

Erinnerungen an die Zeit, da Graf Droste noch Brückenzoll erhob

Kürzlich berichteten wir über den Umbau der seit 1932 stillliegenden Zeche Vondern zu einem Luftschacht. Rings um die Zeche Vondern sind vor fünf Jahrzehnten Bergmannswohnungen errichtet worden, die bis heute ihr Gesicht nicht verändert haben.

Große Umgemeindung 1915

Hier finden wir heute noch die „Osterfelder Kolonie“ und die „Dellwiger Kolonie“. Letztere gehörte bis zur großen Eingemeindung im Jahre 1915 zur ehemaligen Bürgermeisterei Borbeck und zählt von da ab nach Groß-Oberhausen.

Der Zufall spielte uns einen Zeitungsartikel in die Hand, der sich mit dem Entstehen der Kolonie Vondern vor 50 Jahren befaßt. Es heißt da u. a.:

„Die neue Kolonie der Gutehoffnungshütte zwischen dem Bahnhof Frintrop und der Emscher schreitet rüstig voran. Man sieht schon jetzt, daß die ganze Anlage eine wirkliche Musteranlage wird. Sie stellt sich wie eine bessere Musterkolonie dar. Die Häuser sind nicht eins wie das andere, sondern alle verschieden gebaut.

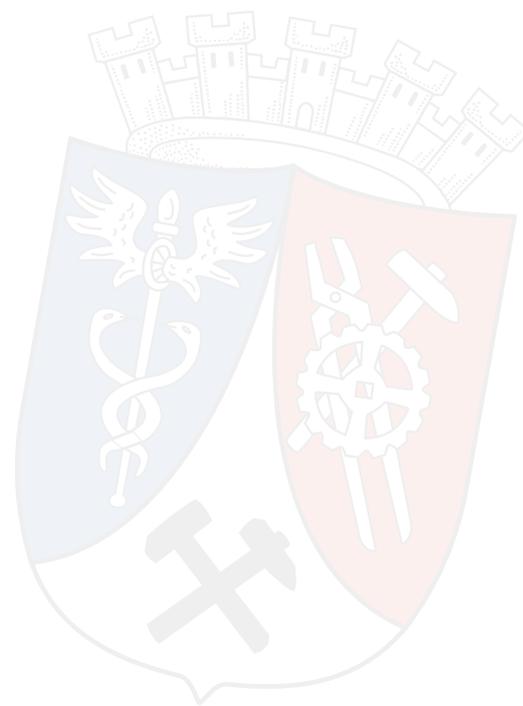
Zu jeder Wohnung gehört ein ziemlich geräumiges Gärtchen, in welchem die Arbeiterfamilie ihren Bedarf für den Haushalt ziehen kann. Die Straßen sollen nach ihrer Wiederherstellung mit Bäumen bepflanzt und auch mit elektrischem Licht versehen werden. Der Mietpreis beträgt für eine vierzügige Wohnung nebst Garten, Keller usw. 13 Mark monatlich, jedenfalls ein sehr niedriger Preis. Die Kolonie wird hauptsächlich von den Bergleuten des neuen Schachtes Vondern in Osterfeld bewohnt werden.

Brücke an der Vonderner Mühle

Die hier wohnenden Leute müssen bis jetzt, um zur Zeche Vondern zu gelangen, die Brücke an der Vonderner Mühle bei der Wirtschaft Sündernkamp benutzen. Diese Brücke gehört dem Besitzer des „Hauses Vondern“, dem Grafen Droste-Vischering von Nesselrode in Herten in Westfalen. Derselbe hat auch bisher für das Passieren der Brücke eine Abgabe erhoben.

Der Weg von der neuen Kolonie über diese Brücke zum Schacht Vondern bedeutet einen stattlichen Umweg. Um den Arbeitern diesen Umweg und auch das tägliche Brückengeld zu ersparen, hat die Gutehoffnungshütte die Brücke und die Gerechtsame von dem bisherigen Besitzer erworben. Wie wir hören, soll die Brücke an der bisherigen Stelle abgebrochen und in unmittelbarer Nähe des neuen Schachtes Vondern aufgebaut werden. Der neue Übergang über die Emscher wird in der Verlängerung der Einbleckstraße seinen Platz erhalten. Die neue Kolonie wird hierdurch direkt mit der Zeche verbunden. Die Anwohner der bisherigen Brücke sind zwar mit der Verlegung nicht einverstanden und wollen sich hiergegen wehren. Es dürfte jedoch nicht schwer halten, hier einen Einigung zu erzielen, welche beide Teile befriedigt.

Soweit der 50 Jahre alte Bericht nach einer verhältnismäßig kurzen Federzeit ist die Zeche Vondern vor mehr als 20 Jahren stillgelegt worden. Die Bewohner der Vondern-Kolonie — die seit 40 Jahren eingemeindete Oberhausener sind — haben auf den benachbarten Schachtanlagen Arbeit und Brot gefunden. Aber mancher invalide denkt noch wehmütig an die Zeit zurück, da er in die neuen Häuser der Kolonie Vondern Einzug hielt und nur 13 Mark Miete zu zahlen brauchte . . .



Der neue Teil der Siedlung Vondern zwischen Rangierbahnhof und Autobahn 1989



Die Zeche Vondern



Die Zeche Vondern 1928

Auf der Zeche Oberhausen nimmt die Gewinnungsteufe, das ist die Tiefe, in der die Bergleute die Kohle gewinnen, zwischen 1859 und 1898 von 180 m auf mehr als 500 m zu. Gleichzeitig entfernen sich die Abbaubetriebe immer weiter von den beiden, eng beieinanderliegenden Schächten und verteilen sich darüber hinaus noch auf mehrere Sohlen und Flöze. Dieser Betriebszuschnitt bringt große Probleme in der Wetterführung (Anm.: Wetterführung = Verteilung der Luft) mit sich, weil er nach dem damaligen Stand der Technik die Trennung der Frischluft von der verbrauchten Luft in den Strecken sehr erschwert. Aus diesem Grunde treten besonders in den stark ausgasenden Flözen der Fettkohlenpartien trotz drei leistungsfähiger Grubenlüfter, die zusammen 18 000 m³/min verbrauchte Luft absaugen, immer wieder gefährliche Ansammlungen explosiver Grubengas-Luftgemische (sogenannte Schlagwetter) auf. Am 14. April 1897 genügt ein kleiner Funke, um eine Explosion auszulösen, durch die 10 Bergleute ihr Leben einbüßen. Bei der Untersuchung des Unglücks kommen die Fachleute der Bergbehörde und der GHH zu dem Erkenntnis, daß ein Frischluft-

schacht am Rande des Grubenfeldes die Schwierigkeiten zumindest verringern, wenn nicht sogar ganz beseitigen könnte.



Zeche Oberhausen 1904

Daraufhin läuft die Planung für den dritten Schacht der Zeche Oberhausen unverzüglich an. Als günstigsten Standort ermittelt der Markscheider (Anm.: Markscheider = vereidigter Vermessungsingenieur einer Zeche) ein Grundstück in unmittelbarer Nähe der Burg Vondern in Osterfeld.



Burg und Zeche Vondern



Die Lage der Zeche Vondern auf einem Stadtplan von 1928

Der Vorstand beschließt, den Schacht „Oberhausen 3“ mit 5 m Durchmesser niederbringen zu lassen. Es wird das bewährte Senkschachtverfahren angewendet.



Der Ansatzpunkt des Schachtes

1902 stellt die Mannschaft in einer Tiefe von 500 m die geplante Verbindung zu einem Querschlag auf der 6. Sohle der Zeche Oberhausen her. Damit erfüllt „Oberhausen 3“ seinen Zweck und versorgt das nördliche Baufeld mit frischen Wetter.

Da der Grubenbau bis zu seiner Endteufe viele bauwürdige Flöze durchfahren und dadurch unerwartet große Kohlenvorräte erschlossen hat, entscheiden die Verantwortlichen der GHH, den Schacht in „Vondern 1“ umzubenennen und den Betrieb zügig zu einer selbständigen Doppelschachthanlage auszubauen.

Das Werk Sterkrade der GHH produziert und montiert 1903 anstelle der Teufausrüstung eine Förderanlage. Die dampfgetriebene Fördermaschine hat 7,5 m Trommeldurchmesser und kann jede der geplanten drei Fördersohlen mit zwei Körben bedienen. Als Seilgeschwindigkeiten



erlaubt die Bergbehörde bei der Güterförderung 12 m/s und bei der Seilfahrt 8 m/s.



Eine Trommelfördermaschine der GHH

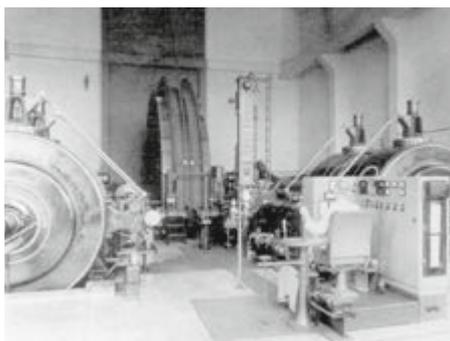
Gleichzeitig beginnen die Schachthauer, „Vondern 2“ als zukünftigen Förderschacht mit einem Durchmesser von 6 m ebenfalls als Senkschacht zu teufen.



Die Schachthauer bei der Arbeit

Eine andere Mannschaft setzt im Schacht „Vondern 1“ die 1. (220 m-) Sohle, die 2. (310 m-) und die 3. (411 m-) Sohle aus. Nun können die ersten Vorrichtungsstrecken aufgeföhren und die Abbaubetriebe eingerichtet werden.

Zwischenzeitlich bauen GHH-Monteuere eine zweite Förderanlage ein, die von einer Dampfmaschine mit Koescheibe angetrieben und zur 2. Sohle eingebunden wird.



Eine Fördermaschine mit Koepe-Treibscheibe der GHH

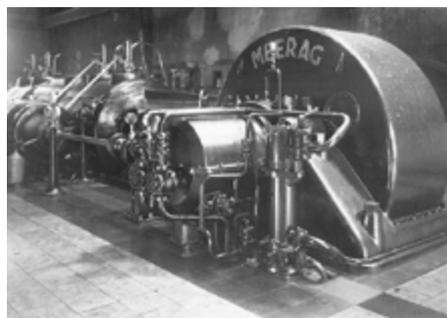
Im zweiten Quartal 1903 fördert die Zeche Vondern mit 180 Bergleuten die ersten Kohlen. Bis zum Jahresende kommen 57 000 t zutage. Für den Abtransport der Produkte und für die Anlieferung der benötigten Materialien erhält die neue Zeche 1904 einen Anschluß an das Werksbahnnetz der GHH und damit mittelbar auch an die Staatsbahn.



Eine Lokomotive der Werksbahn

Zum Jahresende 1904 erreicht der Schacht „Vondern 2“ problemlos die 3. Sohle und geht im folgenden Jahr als einziehender Hauptförderschacht in Betrieb. Eine Dampfmaschine mit 6,4 m Trommeldurchmesser dient als Hauptfördermaschine. Für die Nebenförderung liefert die GHH die gleiche Anlage wie am Schacht 1.

Die Zeche braucht natürlich auch einen Abwetterschacht. Diese Funktion soll der Schacht „Vondern 1“ übernehmen. Deshalb installieren Monteure hier zwei von Dampfmaschinen angetriebene Grubenlüfter, die in der Lage sind, zusammen 13 000 m³/min verbrauchte Luft aus der Grube abzusaugen.



Grubenlüfter mit Dampfantrieb

Die Zeche Vondern betreibt keine eigene Wasserhaltung. Das anfallende Wasser fließt der Zeche Oberhausen zu und wird dort von der 7. Sohle getrennt vom Oberhausener Wasser gehoben. Den Grund für diese Maßnahme schildert der Redakteur des General-Anzeigers dreißig Jahre später, am 4. April 1935, in seinem Bericht über die Eröffnung des

Schaubetriebes auf der (1931 stillgelegten) Zeche Oberhausen recht anschaulich:

„Dammtüren siehst du da unten, Transportbänder und Schüttelrutschen – und flinke Grubenbächlein von Unterquellwasser, die von Jacobi, Vondern und Roland herkommen und von hier unten ans Tageslicht gepumpt werden, um oberirdisch jauchzend in die Emscher zu fließen. Zwei getrennte Sümpfe (Anm.: Sumpf = Sammelstrecke für Grubenwasser) hat man für sie angelegt, weil die Brüder sich nicht recht vertragen und bei ihrem Zusammentreffen Schwerspat von sich geben, das die Pumpen vermasset.“



Die Zeche Vondern 1903
Der Schacht „Vondern 2“ ist noch im Bau.

Die GHH beginnt 1906 zwischen der Bruchstraße (heute Arminstraße) und dem Rangierbahnhof mit dem Bau einer Siedlung. In den Häusern westlich der Burg sollen Bergleute wohnen, der östliche Teil ist für die „Beamten“ der neuen Zeche bestimmt. Ein Kindergarten und eine Filiale des GHH-Konsums mit angebautem „Casino“ für die Angestellten der Zechen Osterfeld und Vondern sind ebenfalls geplant.



Die Gaststätte Grossholdermann

Im Gegensatz zum Kasino kann in die Gaststätte Grossholdermann an der Ecke Arminstraße/Breilstraße jedermann einkehren. Allerdings treffen sich die Beamten der Zeche



111 Jahre Siedlung Vondern

auch hier in einem separaten Gesellschaftsraum, denn die Angst der Bergleute, sogar in der Freizeit von ihren Steigern überwacht zu werden, ist im ersten Jahrzehnt des 20. Jahrhunderts noch sehr ausgeprägt. Die Teilung der Kolonie hat übrigens dieselbe Ursache.

Im Ruhrgebiet gibt es damals beinahe vor jedem Zechentor eine Wirtschaft, weil es einfach dazugehört, die gesundheitsschädlichen Wirkungen des Kohlenstaubs nach der Schicht mit einer „Steinpilskur“ zu bekämpfen. Aus Kostengründen trinkt man üblicherweise jedoch anstelle von Steinhäger einen Korn zum Pils. Der Wirt hat sich auf die Wünsche seiner Gäste nach schneller Bedienung eingestellt: Wenn die Kumpel bei ihm kurz den Heimweg unterbrechen, steht bereits für jeden „Stammkunden“ ein gefülltes Schnaps- und Pilsglas auf dem Tresen. Und dabei bleibt es denn auch meistens, dafür sorgen schon die Ehefrauen...

Im Jahre 1905 beschäftigt die Zeche Vondern 1 300 Mitarbeiter, davon 1 100 unter Tage. Die Förderung steigt auf 275 000 t. Wegen der kurzen Wege reichen 29 Pferde aus, um die beladenen Wagen zum Füllort und die „Leeren“ zu den Ladestellen zu transportieren.



Auf der Hauptfördersohle. Bei besonders günstigen Verhältnissen darf der Pferdeführer mit Genehmigung des Betriebsführers auf dem ersten Wagen mitfahren.



Im Pferdestall. Die Pferde blieben ihr ganzes Arbeitsleben untertage.

Weil sich die Vondern-Kohle gut zur Verkokung eignet, beschließt das Unternehmen, auf seiner jüngsten Schachtanlage auch eine Kokerei zu bauen. 1906 wird der Betrieb mit 60 Öfen und Nebengewinnungsanlagen für die Produktion von Ammoniak-salz und Teer seiner Bestimmung übergeben. Das anfallende Koksgas verwertet die Zeche in einem kleinen Kraftwerk auf eine für heutige Begriffe ungewöhnliche Art und Weise.

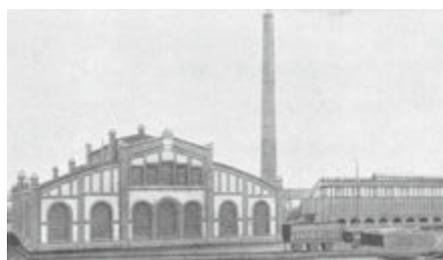


Ablöschen und Transport des Kokses



Zwei „doppeltwirkende Viertakt-Koksofengasmotoren mit 94 Uml./Min.“ treiben zwei 1 MW-Drehstromgeneratoren an, welche die elektrische Energie in das Ringnetz der GHH einspeisen.

Schon 1909 verdoppelt sich die Kapazität der Kokerei durch den Neubau von 60 Öfen auf 600 t je Tag.



Das Kraftwerk und die Kokerei Vondern 1910



Eine Gruppe Kokereiarbeiter

Mitte des Jahres 1909 bricht unter Tage ein Brand aus, den die Grubenwehr zwar nicht löschen kann, aber durch großräumige Abdämmung unter Kontrolle bekommt. Menschenleben oder Verletzte fordert das Unglück nicht.

Um die Förderausfälle so gering wie möglich zu halten, leitet man zur Brandbekämpfung Stickstoff in das abgedämmte Feld. Dieser frühe Inertisierungsversuch scheitert, weil es der damalige Stand der Technik nicht erlaubt, eine der Größe des Brandfeldes entsprechende Gasmenge zur Verfügung zu stellen. 1975 gelingt es auf dem Bergwerk Osterfeld erstmalig im deutschen Steinkohlenbergbau, einen Grubenbrand mit Stickstoff zu löschen.

Im Jahre 1910 beginnen die Gesteinshauer auf der 2. Sohle und auf der 3. Sohle mit der Streckenauffahrung zur 3 000 m nördlich geplanten Zeche Jacobi. Nur auf diese Weise läßt sich die Zielvorgabe der Unternehmensleitung erreichen, kurz nach Fertigstellung der Jacobi-Schächte die Kohlenförderung aufzunehmen. Der erste Spatenstich ist dort für 1912 geplant.



Im Streckenvortrieb

Im Schacht „Vondern 2“ setzen die Schachthauer 1910 die Arbeiten fort und erreichen zum Jahresende die 4. Sohle.

Die auf 2 270 Mann angewachsene Belegschaft fördert 570 000 Tonnen Kohle mit der beachtlichen Leistung von 1 Tonne je Mann und Schicht.

Je länger die Förderwege in der Grube werden, desto deutlicher zeigen sich die Grenzen der Pferdeförderung. Deshalb beginnt die Zeche Vondern 1912, die Hauptstrecken-



förderung zu modernisieren. Der Geschäftsbericht der GHH hält fest: „An die Stelle der bisherigen Pferdeförderung ist auf der 3. und 4. Sohle eine solche mittels Druckluftlokomotiven getreten. Es sind vorläufig 5 Druckluftlokomotiven in Betrieb, die von einer Hochdruckkompressoranlage über Tage gespeist werden.“



Druckluftlokomotive

Die Druckluftlokomotiven führen die Antriebsenergie – auf 220 bar verdichtete Luft – in Hochdruckbehältern mit. In den Strecken gibt es in bestimmten Abständen „Zapfstellen“, an denen die Lokführer ihre Maschine wieder befüllen können.

Die Streckenvortriebe in Richtung Jacobi verlaufen planmäßig. Im Dezember 1912 erreicht die Mannschaft auf der 2. Sohle Vondern das Füllort der 1. Sohle am Schacht „Jacobi 2“, und im Juli 1913 erfolgt die zweite Verbindung auf der 2. Sohle Jacobi mit der 3. Sohle Vondern. Und weil die Bergleute der Zeche Vondern auch den ersten Abbaubetrieb fertig eingerichtet haben, steht der Förderaufnahme auf der nördlichen Nachbarzeche nichts im Wege.



Die Zeche Jacobi 1913
Zwei Verwaltungsgebäude flankieren das mit einem Glockenturm geschmückte Torhaus.

Am Jahresende 1913 beschäftigt die Schachtanlage Vondern 2 242 Mitarbeiter und weist eine Förderung von 474 000 t aus.

Im Ersten Weltkrieg sinkt die Belegschaftszahl zunächst auf 1 358 Mann (1916), sie erholt sich jedoch bis zum Kriegsende durch den Einsatz von Kriegsgefangenen wieder auf 1 750. Die Förderung steigt dagegen wegen der vielen Überschichten bis 1917 auf 685 000 t und fällt erst im letzten Kriegsjahr als Folge der schlechter werdenden Lebensmittelversorgung auf knapp 500 000 t ab.

Auch während des Krieges gelingt es der Werksleitung, den Ausbau der Zeche in bescheidenem Rahmen weiterzuführen. So gibt es beispielsweise seit Mai 1915 keine Pferde mehr in der Grube, weil Druckluftlokomotiven endgültig deren Arbeit übernommen haben, ein Jahr später stellt die Kokerei in einer neuen Anlage Benzol her.

Im Dezember 1918 gelingt es den Gewerkschaften, für die Untertagebelegschaft die Achtstundenschicht einschließlich An- und Ausfahrt durchzusetzen. Nach massiven Streiks schreibt der erste Tarifvertrag ein Jahr später für die untertage Beschäftigten sogar eine Schichtzeit von sieben Stunden fest.

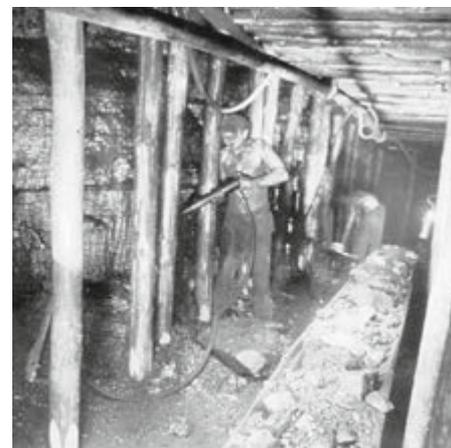
Der Widerstand gegen den Kapp-Putsch bringt im März 1920 neben einer neuen Streikwelle auch Gefechte zwischen den in der „Ruhr-Armee“ formierten Arbeitern und den Freikorps. Der Putsch bricht nach kurzer Zeit zusammen. Die von der Ruhr-Armee ausgerufene „Diktatur des Proletariats“ wird von Verbänden der Reichswehr blutig niedergeschlagen. Aus den kurz skizzierten Gründen sinkt die Förderung der Zeche Vondern auf 358 000 t je Jahr, während die Belegschaft auf 1 800 Mann steigt.

Die Verhältnisse normalisieren sich erst 1921. Im Streb haben sich die Abbauhämmer durchgesetzt. Die gelösten Kohlen werden über Schüttelrutschen und Gummigurtförderer zu den Ladestellen transportiert. Bei harter Kohle unterstützen Schrämmaschinen die Gewinnungsarbeit mit dem Abbauhämmer.



Kohlegewinnung mit dem Abbauhämmer

In den Jahren 1930 und 1931 verschlechtert sich der Kohlenabsatz von Monat zu Monat. Die GHH versucht zunächst noch, die Förderung mit Feierschichten einigermaßen dem Absatz anzupassen. Es zeichnet sich aber immer deutlicher ab, daß sich das Problem auf Dauer nur mit erheblichen Betriebseinschränkungen lösen läßt. Das Unternehmen legt aus diesem Grunde 1931 die Zechen Hugo und Oberhausen still. Als das noch nicht ausreicht, fällt die Entscheidung, aus den Zechen Vondern und Jacobi ein Verbundbergwerk zu bilden und auf Vondern die Förderung einzustellen.



Eine Stangenschrämmaschine lockert den Kohlenstoß auf

Am 15. Januar 1932 kommt auf der Zeche Vondern der letzte Kohlenwagen zutage. Die im Feld Vondern abgebauten Kohlen werden auf Jacobi gefördert.

Die Gesamtbelegschaft schrumpft von 3 140 auf 1 700 Mann. Mehr als 1 400 Bergleute verlieren ihre Arbeit und vergrößern das Heer der Erwerbslosen. Der Tagesbetrieb und die Kokerei werden stillgelegt, einige nicht mehr benötigte Gebäude später abgerissen.



111 Jahre Siedlung Vondern



Obgleich nur noch der Grubenlüfter und eine elektrische Fördermaschine am Schacht 2 in Betrieb sind, bleiben viele Gebäude bis in die 1950er Jahre erhalten.

Bis zum 30. September 1932 fahren auf Vondern noch Leute an. Dann stellt der Betrieb hier die Seilfahrt ein. Die Schächte bleiben zur Wetterführung offen.

Bis 1956 verändert sich am Erscheinungsbild der Zeche nichts Wesentliches. Dann verschwindet mit dem Bau eines neuen Grubenlüfters das Schachtgerüst über „Vondern 1“, weil der Schacht neben der Wetterführung keine weiteren Aufgaben erfüllen muß.

Am 1. Januar 1965 hebt die Hüttenwerk Oberhausen AG, Abteilung Bergbau, das Verbundbergwerk Jacobi/ Franz Haniel aus der Taufe.



1956 wird am Schacht „Vondern 1“ ein neuer Grubenlüfter installiert. Eine luftdichte Schachthalle nimmt die Stelle des Schachtgerüsts ein.

Eine Änderung des Bewetterungskonzeptes macht den Lüfter auf Vondern überflüssig. Die Schächte „Vondern 1“ (Teufe 508 m) und „Vondern 2“ (Teufe 663 m) werden im Juli und August 1965 mit Waschbergen und Kies verfüllt; anschließend fallen die Gebäude restlos der Spitzhacke zum Opfer.

Fritz Pamp



Die Schächte werden mit Waschbergen und Kies verfüllt



Diese Schilder in der Brache Vondern markieren die Lage der Schächte.



Seit dem 1. August 1974 verläuft die Autobahn A 42 (Emscherschnellweg) über den ehemaligen Zechenplatz.



Vondern – Baukultur als Geschichte und Perspektive

Die Veränderung der Welt

Das 20. Jahrhundert war das Zeitalter, wo sich die Erde hier in Vondern weithin total veränderte: Das Wasser des Flusses Emscher wurde zu einem in Stein gefassten Kanal gezähmt und zugleich gefangen (1906), die Wiesen mit einem Netz von Tonröhren, also dünnen unterirdischen Kanälen, trocken gelegt, die Erde teppichartig bedeckt mit Häusern und einem Netz an Straßen. Die wichtigste Erfindung des 19. Jahrhunderts, die Eisenbahn, wurde in Vondern in 70 Gleisen nebeneinander angelegt und zwar auf gewaltigen Dämmen und Brücken – also hoch in der Luft - in einer zweiten Ebene. Der Rangier-Bahnhof Osterfeld war 1891 der größte in Europa.

So entstand hier eine total veränderte Welt. Darin liegt wie eine „Antiquität“ der burgartige mittelalterliche Herrensitz Vondern.

Was ist eine Siedlung?

Von einer Wohnung erwartet man seit jeher einiges an Sicherheit. Dies konnte Jahrhunderte lang kaum realisiert werden. Häuser waren wenig sicher, nur die Mauern von Burgen. Aber die Landbewohner hatten im Feudalsystem nicht nur Pflichten, sondern auch uralte Rechte: Der Burgherr musste ihnen in Bedrängnis relativ sicheren Rückzugs-Raum geben, auch Essen und Trinken.

Nach Maßstäben des 20. Jahrhunderts ist eine Wohnung kein Lager, keine Kaserne, keine Baracke. Der Einzelne erwartet einen Raum, und sei er noch so klein, der ihm, zusammen mit Frau und Kindern, gehört. Da ist er sein eigener „Herr“.

Dann gibt es ein Zweites: Siedlung kann den Wunsch nach Zusammen-Wohnen erfüllen. Darin stecken mehrere Motive. Den uralten Mythos der Sippe weiter zu leben - in gemäßigter Form als Nachbarschaft. Ein Rest des Stammes-Gefühls. Er wird als Geselligkeit ausgelebt. Daher gab es so etwas wie Plätze – markiert an Wege-Gabelungen oder einem be-

sonderen Baum oder mit einer Szenerie. Und für die kalten Zeiten und die Dunkelheit oft ein Wirtshaus. Dies sind Orte, die Fixpunkte in fast jedem Kopf sind. Damit formt er das Bild seiner kleinen Welt.

Siedlung als Beginn des Städtebaus

Es gibt viele Formen der Siedlungen. Sie reichen vom Einfachsten, wo einige Häuser beisammen stehen, zum höchst Entwickelten wie Vondern. Baukultur: Besonders im 19. Jahrhundert, als große Werke wie Eisenhütten und vor allem Zechen für viele Menschen ihrer Werke Unterkünfte anlegen mussten, beschäftigten sie Planer, die die Siedlung als Städtebau erdenken und entwickeln sollten. An der Ruhr ist die Siedlung mitten im Boom des Ankommens und Unterkommens der Beginn eines städtebaulichen Gestaltens. Dieses Gestalten versucht Schluss zu machen mit dem wilden Siedeln, irgendwo, mit dem Zufalls-Fund eines Grundstücks.

Siedlung durchbricht die Banalität des Irgendwo-sich-Festsetzens. Sie versucht das Miteinander von Menschen zu gestalten – mit einer Komplexität von Vorstellungen. Es entstanden kleine zusammenhängende Bereiche – im Prinzip „neu gestaltete Dörfer“. Literarisch gesprochen: „im Schatten der Zechentürme.“

Dies gelingt mit unterschiedlichen Ergebnissen. Die Kommunen, die sich nur sehr langsam entwickelt hatten, waren nur bedingt in der Lage, das Bauen mit städtebaulichen Vorstellungen zu steuern. Und sind es bis heute. Daher sehen die Orte – nicht nur im Ruhrgebiet, sondern überall – ziemlich wild aus. Daran lässt sich vieles ablesen: Verhaltensweisen der Menschen zueinander, Mängel und Kompetenzen der Autoritäten und ihrer Planer; Geschichte, die man soziologisch analysieren kann. Einst gab es rund 2000 Siedlungen an Ruhr, Emscher und Rhein, 1000 wurden bis um 1970 abgerissen, um mit dem Boden zu spekulieren. Da-

gegen entstanden seit 1972 rund 50 Bürgerinitiativen, die die Siedlungen strategisch gemeinsam verteidigten. Landesminister Christoph Zöpel, von 1980 bis 1989 im Amt, und sein Abteilungsleiter Professor Dr. Karl Ganser verhinderten weitere Abrisse. Auch Vondern wurde gerettet.

Der historische Kontext von Vondern

überrascht – man kann sich tiefgreifend wundern: In Vondern ging es erst einmal einige Zeit unterirdisch zu: In Schichten wurde tief in der Erde Kohle abgebaut. Erst nach einigen Jahren entstand oberirdische Gestaltung (1898 Schachtteufe, 1906 Siedlung).

Industrie-Epoche – unter der Erde

Industriell ist zunächst der Entstehungs-Grund der Siedlung Vondern. Unter der Erdoberfläche wurden in der Tiefe durch Tiefbohrungen und naturwissenschaftliche Berechnungs-Methoden üppige Schichten an Kohle ausgemacht. Dies war der Stoff, der ruhende Energie in sich trug. In den Kohle-Schichten grub man ein Netz an Gängen, in denen Menschen teils handwerklich, teils maschinell das „schwarze Gold“ herausholten.

Die Zeche Vondern

Nordöstlich der älteren Zeche Oberhausen der Gutehoffnungshütte (GHH) begann 1898 die Teufe eines notwendig gewordenen Wetterschachtes. Das hier sehr ergiebige Kohle-Vorkommen führte zu der Entscheidung der GHH, eine selbständige Zeche mit zwei Schächten anzulegen. 1903 nahm die „Vondern“ genannte Zeche die Förderung auf. 1907 erhielt sie eine Kokerei: zur Gewinnung von Kohlen-Wertstoffen. Auf der Zeche Oberhausen entstand für Kleinverbraucher eine Brikett-Fabrik. 1916 kam zur Kokerei Vondern eine Benzolfabrik. Nichts davon ist heute mehr sichtbar. Hier verläuft die Autobahn A 42.



111 Jahre Siedlung Vondern

Adel verkauft nicht

Nur wenn er muss. Doch die Industrie brauchte hier die Flächen: Vor und hinter dem burgartigen Haus Vondern erhielt sie diese, jedoch nur in Erbpacht für gute Rendite des Adels. So konnte die GHH sich ab 1906 mit einer großen Siedlung ausbreiten.

Arbeiter-Häuser

Vor allem das nördliche Ruhrgebiet, genauer: Der Emscher-Raum, besitzt kaum historisch ältere Kerne. Weit hin wuchsen im 19. Jahrhundert die Industrie-Städte auf Wiese und Acker. Die früh hinzugekommenen Bewohner setzten ihre kleinen Häuschen irgendwohin, wo jemand aus der Familie von alters her ein Grundstück besaß oder sie es jemandem abkaufen konnten. Der Normal-Fall war wildes Siedeln.

Siedlung

Als im Norden der Ruhr Großzechen entstanden, reichte der Normal-Fall nicht mehr aus: Tausende von Arbeiter-Familien wollten untergebracht werden. Dazu musste eine ganz andere Qualität des Siedelns entstehen.

Stadtplanung als Gestaltung des Wohnens von vielen Menschen beginnt in diesem Bereich mit dem Stichwort Siedlung. So entstanden zusammenhängende Siedlungen.

Reform-Siedlung

Englische Industrie-Städte wuchsen weit früher, gewaltiger und dichter – mit gigantischen Problemen für die Menschen. In Opposition dagegen entstand eine neue stadtplanerische Konzeption: die englische Garten-Stadt.

Entwickelt von Ebenezer Howard - mit Ressourcen aus langer Tradition richtete sie sich ausdrücklich gegen die schnell hochgezogenen Wohn-Viertel von Manchester, Birmingham, Liverpool, London u.a. Hier bauten Spekulanten unter äußerster Nutzung des Bodens Arbeiter-Häuser in unmenschlicher

Dichte. Welche Folgen dies hat, interessierte weder sie noch die Parteien und Behörden. In der Regel waren sie überbelegt. Friedrich Engels, Unternehmer-Sohn aus dem Tal der Wupper und Manager einer Filiale des Familien-Unternehmens in England, zugleich aber Schriftsteller, Kommunist sowie Freund und kongenialer Mitarbeiter von Karl Marx beschreibt in einem Buch-Klassiker „Die Lage der arbeitenden Klasse in England“ das Elend im Manchester-Liberalismus.

Als Gegenentwurf entstanden um 1900 die englischen Garten-Städte. Nicht viele, aber in modellhafter Ausstrahlung. Mit Krupp Vater und Sohn, die beide ein bedeutendes Verständnis der englischen Industrialisierung hatten, kam diese Konzeption ins rheinisch-westfälische Industrie-Gebiet und fand dort eine einzigartige Verbreitung. Sie war Realisierung einer erheblichen Aufklärung.

Diese Siedlungsweise hat eigene Charakteristiken: psychologisch entwickelt. Die Straßen sind gebogen. Dadurch ist der Blick nicht mehr fixiert – wie seit Jahrhunderten in der Architektur. Die Kurve verändert ständig den Blick. Mit jedem Schritt. Sie weckt Erwartungen; Was kommt noch? Das ist ein einfaches Mittel, um die Bewegung des Menschen in der Siedlung zu verändern. Und ebenso die Bewegung der Menschen, die kommen. Es ist die Zeit, in der Albert Einstein die Relativitäts-Theorie entwickelt (1905). Nichts steht mehr fest.

Zwei Siedlungs-Bereiche

Die Vondern-Siedlung hat zwei Bereiche: Westlich des Herren-Sitzes für Arbeiter, östlich für die Steiger – getrennt durch die „Burg“. Dies spiegelt eine gesellschaftliche Schichtung. Das unterschiedliche Ansehen ist sichtbar, es drückt sich in Formen aus. Auch die Arbeiter-Häuser haben einen gehobenen Standard: sorgfältig gestaltet. Die Steiger-Häuser erhalten einige besondere Prestige-Zeichen. Planer ist der Werksarchitekt Schwarz.



Arbeiterwohnhäuser (RWWA 130-35170-13)



Beamtenwohnhäuser (RWWA 130-351701-21)

Zuwanderung

Die Siedlung wurde gebaut, um Bergarbeiter-Familien anzulocken. Zuwanderer kamen weitgehend aus einer bäuerlichen Kultur – erst aus der Nähe (Nahwanderung), dann aus dem preußischen Osten und schließlich auch aus anderen europäischen Ländern. Geboten wurden Bereiche mit dieser Prägung: Gärten, dorftartige Struktur, eigenes Haus, Infrastruktur.

Infrastruktur

Eine Siedlung besteht nicht nur aus Häusern, sondern auch aus einer Ausstattung für das kollektive und individuelle Alltagsleben. In ungefährer Reihen-Folge ihrer Entstehung: Wege, Beleuchtung, Wasser-Leitungen, Abwasser, Läden, Wirtschaft, später Gas, Elektrizität, Gemeinschafts-Haus für Ausbildungen, auch von Mädchen in Haushalt, Kleidung u. a., Saal für Feiern, Festplatz im Hof.

Ein Markt-Gebäude steht an der Arminstraße im Arbeiter-Bereich, aber an der günstigsten Stelle zum Steiger-Bereich: Die Konsumanstalt IV (1910) des Konsumvereins von 1867 - zum verbilligten Verkauf von Lebensmitteln.



Die Konsumanstalt IV mit dem Beamten-Casino (RWWA 130-35182-1)

Aus der feudalistischen Fürsorge – einer Mentalität, die teilweise in den Kapitalismus übernommen wurde, – entwickelte sich in der Industrie-Epoche ein Wohlfahrts-Denken – im Gegensatz zur zynischen Ausbeutung in England, wo sich das Verhältnis von Oben und Unten auf Lohn gegen Leistung reduzierte. An der Ruhr hatte der Stärkere auch für vernünftige Verhältnisse beim Schwächeren zu sorgen. Dies umfasste auch den Wohnbereich. In dieser Mentalität entstand Infrastruktur.

Das Ruhrgebiet ist der spannendste historische Bereich für die Entwicklungsgeschichte der Infrastruktur. Zur Soziogenetik hat Walter Siebel ein kluges Buch geschrieben: Die Kultur der Stadt (Berlin 2015).

Architekt Bruno Möhring

Als Infrastruktur in der Siedlungs-Mitte baute Bruno Möhring (1863-1929), einer der bedeutendsten deutschen Architekten und 1907 Mitgründer des Deutschen Werkbundes, das Gemeinschaftshaus (1912). Es ist eine einfallsreiche szenische Architektur (1975 vor dem Abriss gerettet). Möhring hatte sein Büro in Berlin und arbeitete häufig für die GHH.

In Oberhausen baute er die Siedlung „Grafenbusch“ (1910-1922) gegenüber vom Herrensitz Oberhausen am Kaisergarten. In Sterkrade wurde leider die Turbinen-Halle (1907) von Möhring zugunsten eines Einkaufszentrums abgerissen – ein unverständlicher Verlust.

Neben Vondern baute er das Gemeinschaftshaus in der Siedlung Stemmersberg (1902). Er entwarf große Brücken und Ausstellungs-Bauten.



Das Gemeinschaftshaus (RWWA130-35173-20)

Das Gemeinschaftshaus ist der ästhetische Höhepunkt der Siedlung. Es steht nicht mehr in einer Achse wie ein Schloss, sondern an der insgeheim auffälligsten Stelle – nach alle Seiten ausstrahlend.

In der Industrie-Epoche an der Ruhr ging aus dieser auch eine in den Kapitalismus herüber genommene Mentalität, ein Wohlfahrts-Denken hervor – im Gegensatz zur zynischen Ausbeutung in England, wo sich das Verhältnis von Oben und Unten auf Lohn gegen Leistung reduzierte.

Verfall

Ich habe die Siedlung durch die Inventarisierung der Stadt Oberhausen 1967/1968 für den Landeskonservator im Rheinland kennen gelernt. Damals war sie in heftigem Verfall. Und fest in der Hand der Baumärkte, die „Moderne“ illusionieren, aber Siedlungen zernagen.

Verwaltung

Die Siedlung wurde lange Zeit vom Bergbau verwaltet. Er gab ihr Regeln und achtete auf siedlungskonforme Nutzung. Als sich der Bergbau zurück zog und damit jede Pflege aufgab, verfiel – vor allem mit der Privatisierung – die Siedlung im Erscheinungsbild wegen heftiger Willkür von Bewohnern und dem Wegschauen der Behörden.

Auch wenn man Eigentümer ist, soll man sich an Spielregeln halten. Sonst verliert man auch selbst die einzigartigen Qualitäten der Siedlung. Jeder – nicht nur der einzelne.



Ansicht der Glückaufstraße

Denkmalschutz

Ich selbst habe 1996 die Landes-Bau-Ministerin Ilse Brusis gebeten, dass sie die Stadt Oberhausen anweise, die Siedlung in die Denkmäler-Liste des Landes Nordrhein-Westfalen einzutragen. Dies ist bis heute nicht geschehen.

Was ist bereits getan?

Was ist noch zu tun?

Das Bedauern über viel Unglück einer der schönsten Siedlungen an Ruhr bringt zwar Erkenntnis, aber es genügt nicht. Die Siedlung hatte lange Zeit das Image, abgehängt zu sein – zwischen Verschiebe-Bahnhof und Autobahn A 42 – „scheinbar am Ende der Welt.“ Aber dies gilt seit einiger Zeit nicht mehr: Die Verkehrslage ist günstig; das „Navi“ macht die Arminstraße leicht auffindbar; der Verschiebe-Bahnhof, den man jenseits des Damms gar nicht sieht, hat inzwischen seine akustischen Schrecken verloren; die Burg ist restauriert; sie hat neue Bedeutungen aufgenommen; rund herum ist Park entstanden. Einige Personen in einem Förderverein haben hervorragend gewirkt.

Es wartet nur noch das wichtigste Umfeld: die Siedlung. Worauf? Auf die Impulse und Tätigkeiten der Leute, die an der Burg so ausgezeichnet arbeiteten. Auf das Einfordern eines wirksamen Denkmalschutzes für die Siedlung. Auf die Finanzierung von mancherlei Rückbau an Verunstaltungen. Auf ein Förderprogramm, um vieles wieder zu restaurieren d. h. in den ursprünglichen Zustand zurück zu versetzen. Mein Rat: Um Himmels willen keine Sanierung, sondern nur Reparaturen.



111 Jahre Siedlung Vöndern

Resümee

Vöndern wurde zu einem typischen und darüber hinaus besonderen Industrie-Biotop entwickelt. Über der Erde und – ganz neu – unter der Erd-Oberfläche. Über der „Unter-Welt“ entstand die Siedlung – mit bedeutender Baukultur. Dafür gab es kaum einen Blick. Erst die Gegenwehr von Bürgerinitiativen schuf ein wenig Verständnis. Sie rettete viele Siedlungen, als erste 1972/1978 Eisenheim in Oberhausen-Osterfeld.

Zukunfts-Perspektive

Wir brauchen einen Plan für eine Politik, die man als strukturell bezeichnen könnte. Er müsste ausgehen von der These, dass man Baukultur im Bundesland haben will und demzufolge fördern muss. Baukultur müsste ganz allgemein sehr umfassend und tendenziell flächendeckend verstanden werden. Vöndern ist eines der Viertel, die man als gelungen ansehen kann – sowohl von ihrer Stadtplanung und Architektur wie von ihrer Lebendigkeit. Solche

Viertel sollen entdeckt und stabilisiert werden.

Abriss muss erschwert werden. Die Begründungen dafür gibt es heute schon in vielfacher Hinsicht. Zudem soll es Fördermittel geben für die Reparatur von verlässlichen Maßnahmen der Vergangenheit. Vöndern wäre ein erstes Muster-Beispiel für eine solche Reform.

*Prof. Dr. habil.
Roland Günter,
Oberhausen*

Markante Gebäude – richtige Hingucker in Vöndern



Verkaufsanstalt IV – Konsum



Kindergarten / Kinderschule



ehemalige Gaststätte Haus Risse



Hochburg des Karnevals:
Gaststätte Großholdermann



111 Jahre Siedlung Vondern

Programm am Wochenende 14. und 15. Oktober 2017, in Oberhausen-Osterfeld- Vondern, Glückaufstraße.

Glück findet man nicht allein in den Dingen, mit denen wir unser Leben gestalten,
sondern auch unter blauem Himmel an einem hoffentlich schönen Herbsttag in der Siedlung Vondern!

Im wahrsten Sinne des Ortes; Suchen Sie Kraftquellen, Trostplätze oder das Glück auf der Straße,
schauen Sie doch einmal in Vondern vorbei, statt sich in Ihrer Wohnung einzumauern.



Samstag, 14. Oktober 2017, 18.00 Uhr

Treffpunkt Schillerschule, Arminstraße – Historischer Laternenumzug und Rundgang durch die Siedlung.

Alte, historische Kleidung erwünscht. Für Marschverpflegung sorgt jeder selbst.
Mit Fackeln, Musik und Gesang, Vorträgen an verschiedenen Standorten geht es durch Vondern
zum Dämmerchoppen bis zur Glückaufstr. 26.

Sonntag, 15. Oktober 2017, ab 11.00 Uhr,

in der gesamten Glückaufstraße Unterhaltung für Klein und Groß

Glückaufstraße 4 bis 6 „Platz der Kinder“

Kinderunterhaltung – Pflasterspiele ohne Hansaplast – von 11.00 bis 17.00 Uhr

Städtisches Spielmobil – Kinderbelustigung – Hüpfburg – Dosenwerfen

Glückaufstraße 12 – „Platz der Guten Hoffnung“

Der Partylöwe bietet einen Sonntag mit Musik, Unterhaltung, Imbiss und Getränken von 11.00 bis 18.00 Uhr

Bergmannskapelle Prosper Haniel – AT Urban (acoustic live music) – Bergmannskapelle Prosper Haniel

Bille (Travestie) – Styrumer Löwen (Tanzgarde) – DJ – Pfarrblasorchester St. Pankratius

Ingo („Ilja Hossa“ 70er Jahre Schlagerparty) – Pfarrblasorchester St. Pankratius – Helmut Sanftenschneider (Comedy)

GospelTrain (Gospelmusik) – Shoana (Schlangen, Feuer & Gesang) – Ingo (Schlager, Party & Oldies)

Clown Marko (Ballonmodellage) – Anke (Kinderschminkaktion)

Glückaufstr. 26 – „Platz der Nachbarschaft“ 11.00 bis 18.00 Uhr

Kuchentafel von ab 12.00 Uhr

Imbiss und Getränke – Frischer Räucherfisch des ASV „Rotaugen Vondern“

Freiwillige Feuerwehr – Tanzmariechen Anna-Lena – Historische Polizeiuniformen – Tanzgarde „Eisenheim ZickZack“

Infostände: KG Blau-Gelb Vondern – Förderkreis Burg Vondern – ASV „Rotaugen Vondern“

Historische Rundfahrten mit dem Planwagen – Trödelmöglichkeiten

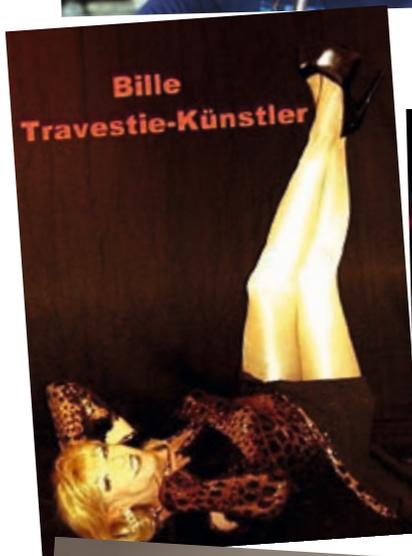
Die Veranstaltung wird gefördert durch:

Energieversorgung Oberhausen (EVO) · Stadtwerke Oberhausen GmbH (STOAG) · Wirtschaftsbetriebe Oberhausen GmbH (WBO)





Glück auf - Ein Tag der Unterhaltung mit „Stars und Sternchen“





111 Jahre Siedlung Vondern

Eine Wohlfahrtseinrichtung der Gutehoffnungshütte

Preiswerte Lebensmittel für die Belegschaft

Versorgungsengpässe führten zur Gründung eines Konsumvereins.

Warum steigt ein Montanunternehmen in den Lebensmittel-Einzelhandel ein? Die Berücksichtigung der folgenden Ereignisse hilft, diese Frage zu beantworten.

Die häufigen Extremwetterlagen in der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts, die immer von Mißernten oft sogar von Hungersnöten begleitet waren, dokumentierte Johannes Terlunen – von 1827 bis 1869 Pfarrer an St. Pankratius – in seiner „Chronick über Osterfeld“ für die Nachwelt.

„1845 hatten die Kartoffeln des Sommers ein sehr gutes Ansehen im Laube, darauf kam 14 Tage lang ein Sonnenbrand im Schatten bis 27 Grad Raumur (Anm.: ~34°C). Die Stengel der Kartoffel welkten, es erzeugte eine Kartoffel Krankheit, so daß ganze Felder verfaulten, und beim Umackern einen pestartigen Geruch verbreiteten. Die noch gut blieben waren so klein, daß man höchstens 1/3 erhielt; worauf eine große Theuerung der Kartoffeln hier, in Brabant, Holland, Frankreich und vielen Ländern entstand, u. auch das Brodkorn sehr teuer wurde, was mittelmäßig ausfiel.“

Auch im nächsten Jahr gab es ähnliche Probleme: „Im Jahre 1846 war eine anhaltende Hitze, so daß der Roggen vor allen andern Getreid am meisten litt, und nachher nur 1/8 einbrachte, dies war in beinahe ganz Europa der Fall.“

Rusland und America lieferte aber so viel Korn, daß keine Hungernoth da entstand, wo Geld noch vorhanden war. Das berliener Scheffel Roggen (Anm.: ~ 36 kg) kam 6 Thr. Wer für 5 Thr. ihn noch irgend erhalten hatte, der war gut zufrieden. (Anm.: 1 Thaler (Thr.) = 30 Silbergroschen (Sg)).

Die Kartoffeln waren 1846 besser als das vorige Jahr. Das half noch den armen Menschen, daß sie in 1847 im Frühjahr, als das Malter (Anm.: 12 Scheffel) Roggen mit 74 Thr. bezahlt wurde, nicht ganz verhungerten.“

1847 entspannte sich die Lage: „1847 brachte aber eine Roggen und Weizen Aernte, wie sie die ältesten Leute nicht dachten, daher fiel auch das Brodkorn im Preise, sobald nur die Reife da war.“

Aber die Osterfelder konnten nur eine kurze Zeit aufatmen, denn: „Von 1848 bis 1853 haben die Kartoffeln minder oder mehr an einer Krankheit gelitten, so daß man kaum sein Auskommen hatte, wenn man 1/2 Morgen pflanzte.“

Vom Jahr 1853 in 1854 war Mangel an Allem, daher das Scheffel pr. Maaß (Anm.: 55 Liter)

- Roggen mit 3 Thr. 25 Sg,
- Weizen mit 4 1/2 Thr.
- Hafer mit 2 Thr.
- Gerste mit 2 1/2 Thr.

bezahlt wurde.

So auch die Butter p lb (Anm.: je Pfund) zu 9 Sg und Speckt 8 Sg, Schinken 6 Sg, Rindfleisch mit 4 Sg bezahlt wurde.“

Die Preise kann man natürlich nur im Zusammenhang mit den Löhnen richtig beurteilen. Bei Jacobi, Haniel & Huyssen (JH&H), der Rechtsvorgängerin der 1873 gegründeten Gutehoffnungshütte (GHH), verdienten die Arbeiter 1842 durchschnittlich 2 Thr. je Woche; bis 1867 stieg der wöchentliche Durchschnittslohn auf 4 Thr. Weiterhin müssen wir berücksichtigen, daß die Hütte vergleichsweise hohe Löhne zahlte.

Als weitere Orientierungshilfe können die Lebenshaltungskosten dienen: Im „normalen“ Jahr 1865 benötigte ein sparsam geführter Fünf-Personen-Haushalt in der Woche 3 1/2 Thr. einschließlich der Wohnungsmiete. Die Verantwortlichen bei JH&H erkannten schon früh, daß sich Qualitätsprodukte und damit gute Verkaufserlöse nur mit einem eingearbeiteten, zufriedenen Mitarbeiterstamm erzielen ließen. Deshalb war es für sie selbstverständlich, die Beschäftigten nicht nur angemessen zu entlohnen, sondern auch mit zusätz-

lichen sozialen Leistungen an den Betrieb zu binden. Denn ein abgewandterter Facharbeiter nahm natürlich auch viel betriebliches Know-how mit zur Konkurrenz. Seit der Gründung von JH&H 1808 zahlte die Gesellschaft für ihre knapp 150 Mitarbeiter neben einem Krankengeld auch die Arzt- und Medikamentenkosten. Mit stetig steigenden Belegschaftszahlen – Anfang der 1830er Jahre standen 570 Personen in der Lohnliste – ließ sich diese Art der direkten Unterstützung nicht aufrechterhalten. Deshalb regte der Chef von JH&H, Wilhelm Lueg, 1832 an, eine Unterstützungskasse zu gründen, in die auch die Arbeiter einen kleinen Beitrag einzahlen sollten. 1837 folgte die erste Krankenkasse eines Industrieunternehmens im Ruhrgebiet:

Die „Unterstützung-Casse für kranke Arbeiter“. Die Gewerkschaft Jacobi, Haniel & Huyssen bestimmt hiermit, daß fernerhin jeder ihrer Arbeiter monatlich einen kleinen Betrag von seinem Lohne an die Casse abgeben soll, welche Letztere zur Unterstützung der Kranken dienen wird... Auch in dieser Casse glich der Arbeitgeber – wie in der Unterstützungskasse – aufgetretene Defizite aus.

Zu den freiwilligen sozialen Leistungen gehörte ohne Zweifel der Bau von preiswerten Werkswohnungen, den Wilhelm Lueg 1844 mit der „Kolonie Eisenheim“ einleitete. Diese erste Arbeitersiedlung im Ruhrgebiet gilt heute als ein Musterbeispiel früher Werksfürsorge.



Wilhelm Lueg (1792-1864),
seit 1823 Direktor von JH&H



Seit der Gründung von JH&H war es für die Direktion selbstverständlich, in Zeiten hoher Preise Grundnahrungsmittel in großen Mengen einzukaufen und sie verbilligt an die Belegschaft weiterzugeben. Die weiter oben angesprochene Hungersnot im Jahre 1817 führte sogar zur Einrichtung einer „Brod- und Speiseanstalt“ für die Arbeiter im Werk Sterkrade. 1846 öffnete im Walzwerk Oberhausen eine Speiseanstalt zur Linderung der durch die Teuerung verursachten Notlage. Hier bekamen die Arbeiter während ihrer 12 Stunden-Schicht gegen geringes Entgelt ein kräftiges Mittag- und Abendessen. „Kräftig“ bedeutete damals: 350 bis 500 Gramm Fleisch und dazu eine nicht zu kleine Portion Schwarzbrot.

In den von Pastor Terlunen geschilderten „Mangeljahren“ 1845, 1846 und 1847 lieferte die werkseigene Kornmühle in Sterkrade an Belegschaftsmitglieder Roggen- und Buchweizenmehl zum Einkaufspreis. Ebenfalls zum Großhandelspreis bot JH&H ab Lager Kartoffeln, Schwarzbrot, Butter und Speck an.

Vor diesem Hintergrund können wir heute nachvollziehen, warum sich die Werksleitung 1867 entschied, die Versorgung der Belegschaft mit Lebensmitteln dauerhaft selbst in die Hand zu nehmen und den „Consumverein Gute Hoffnung“ ins Leben zu rufen.

Es gab zwar den Kaufmann an der Ecke, der die Waren mit einem besonderen Preisaufschlag verkaufte, um auf seine Kosten zu kommen. Denn viele Kunden zahlten nicht sofort, sondern ließen „anschieben“. Aber aus den verschiedensten Gründen konnten nicht alle am nächsten Lohntag ihre Schulden komplett begleichen, einige ließen die Zahlung auch schon einmal ganz ausfallen. Für die betroffenen Kaufleute summierten sich also die ausstehenden Gelder. Zum Ausgleich dieser zusätzlichen Kosten manipulierten sie die Waagen oder – schlimmer noch – verfälschten die Lebensmittel. So kam es häufig vor, daß Mehl bis zu 25% Gips oder Magnesia enthielt. Milch verdünnte man zunächst mit Wasser und verbesserte sie anschließend optisch mit Kreide. Quark wurde mit gekochten Kartoffeln und Butter mit

Margarine „gestreckt“. Aber auch das „Schönen“ des nicht mehr frischen Fleisches mit Farbstoffen war bei Metzgern verbreitet.

Diese wenigen Beispiele zeigen, daß Arbeiter und ihre Familien von den Verfälschungen am meisten betroffen waren. Hier sollte der Konsum Abhilfe schaffen mit dem Ziel, die Belegschaft in der Nähe ihrer Wohnung preiswert mit qualitativ hochwertigen Lebensmitteln zu versorgen.



Lageplan der Sterkrader Betriebe der GHH 1905

Der Consumverein Gute Hoffnung eröffnete sein erstes, spartanisch eingerichtetes Geschäft am 8. Februar 1867 an der heutigen Bahnhofstraße in Sterkrade.

Hier fanden die Kunden neben Grundnahrungsmitteln wie Erbsen, Bohnen, Kaffee, Zucker, Marmelade, Brot, Mehl – donnerstags gab es sogar Stockfisch und Hering – auch

Hemden, Arbeitskleidung und Seife. Allerdings mußte die Ware sofort bezahlt werden. Damit wollte die Werksleitung erreichen, daß die Mitarbeiter mit dem bei den preiswerten Einkäufen eingesparten Geld mit der Zeit ihre Schulden bei den Händlern tilgten. Schuldenfrei konnten sie schließlich kleine Überschüsse gut verzinst in der 1842 gegründeten Sparkasse anlegen und so ein finanzielles Polster für größere Anschaffungen oder Notzeiten bilden. Allerdings gelang es offensichtlich nicht, alle Mitarbeiter von der Richtigkeit dieser Maßnahme zu überzeugen. Denn 1905 kauften weniger als 10% der GHH-Beschäftigten in den drei im Stadtgebiet verteilten, werkseigenen Verkaufsstellen ein.

Im Jahre 1873 änderte sich die Gesellschaftsform: Aus der Hütten-gewerkschaft Jacobi, Haniel und Huysen (JH&H) wurde die Gutehoffnungshütte Actienverein für Bergbau und Hüttenbetrieb (GHH).

In dem gleichen Maße, wie das Unternehmen expandierte, wuchs die Belegschaft und mit ihr die Zahl der Werksiedlungen und der Konsumfilialen. Für die Bergleute der Zeche Oberhausen entstand 1869 am Knappenmarkt die zweite Verkaufsstelle, die dritte folgte 1884 an der Essener Straße in der Nähe der Eisenhütte und des Walzwerks. Seit 1898 bot der Konsum hier auch in



In dem Haus Hüttenstraße 23 in Sterkrade (nach der Umbenennung 1934 Bahnhofstraße 99) eröffnete der Consum-Verein Gute Hoffnung seine erste Verkaufsstelle. Sie erhielt später den Namen Verkaufsanstalt 3 und war bis 1959 in Betrieb. Im Jahre 1961 fiel das Gebäude der Abrißbirne zum Opfer.



111 Jahre Siedlung Vondern

einer eigenen Metzgerei Wurst- und Fleischwaren an.



Das Ladenlokal der Metzgerei an der Essener Straße

Das Haus Arminstraße 53 erinnert heute noch an die „Verkaufsanstalt IV der Gutehoffnungshütte“, die ab 1910 die Familien der Belegschaft der Zeche Vondern versorgte. Der GHH-Architekt Stephany plante hier unter einem Dach neben der Konsumfiliale auch ein „Beamten-Casino“.



Verkaufsanstalt IV
Das Casino stand auf der rechten Seite. Es fiel im 2. Weltkrieg einem Bombenangriff zum Opfer, heute finden wir an der Stelle ein Wohnhaus.

Kurz nach der Jahrhundertwende erweiterte die GHH das Angebot und richtete in den Filialen an der Bahnhofstraße, am Knappenmarkt und in Vondern „Ladenmetzgereien“ ein.

Bis 1925 eröffneten 8 weitere Verkaufsstellen in modernen Ladenlokalen. Es fällt auf, daß der GHH-Konsum nun auch in zwei Nachbarstädten vertreten ist. Es gab also insgesamt 12 Konsumfilialen.



Das Ladenlokal der Verkaufsanstalt IV

Zur besseren Übersicht folgt zunächst eine chronologische Zusammenstellung der genannten Neueröffnungen. (VA=Verkaufsanstalt)

Name	Jahr	Ort
VA 5	1911	(Duisburg-) Walsum, für die Belegschaft des Hafens Walsum
VA 6	1913	Essen-Bergerhausen, für die Belegschaft der Zeche Ludwig
VA 7	1914	Teutoburger Straße, Jacobi-Kolonie, für die Belegschaft der Zeche Jacobi
VA 8	1914	Osterfelder Straße Ecke Ripshorster Straße, Kolonie Neu Oberhausen, für die Belegschaft der Hüttenbetriebe
VA 9	1920	Hügelstraße / Ecke Ziegelstraße, Kolonie Stemmersberg, für die Belegschaft der Zeche Osterfeld
VA 10	1923	Bahnstraße, Kolonie Hiesfeld, für die Belegschaft der Zeche Hugo Haniel
VA 11	1923	Weierstraße, Kolonie Dunkelschlag, für die Belegschaft der Zeche Sterkrade
VA 12	1925	Bismarckstraße

Der GHH-Hafen Walsum ging als Umschlaghafen für Kohle, Erz und Hüttenerzeugnisse 1905 mit einem Werksbahnanschluß in Betrieb.

1864 übernahm JH&H die Zeche Ludwig, weil sie neben Anthrazit (Magerkohle für den Hausbrand) auch Kohleneisenstein (Eisenerz) förderte. Die Erzförderung wurde 1902 eingestellt, aber während des 2. Weltkriegs wieder aufgenommen. Die GHH verpachtete das Grubenfeld der Zeche Ludwig 1949 an die benachbarte Zeche Langenbrahm.



Das Ledigenheim der Zeche Jacobi an der Breitstraße (heute Teutoburger Straße)

Die vom Architekten Carl Weigle entworfene Kolonie für die Zeche Jacobi konnte wegen des Materialmangels kurz vor dem 1. Weltkrieg nicht wie

geplant realisiert werden. Deshalb fiel die Entscheidung, Ledigenheim, Kindergarten und Konsumfiliale unter einem Dach zusammenzufassen. Das Provisorium wurde bis zum Ende der 1940er Jahre zur Dauerlösung. Das Gebäude ist als Wohnhaus erhalten.



Die Verkaufsanstalt 9

Für die Verkaufsanstalt 9 baute die GHH nicht selbst, sondern mietete das Ladenlokal in einem privat finanzierten Geschäftshaus an, das später in ihren Besitz übergang. Heute dient das Gebäude als Moschee.

Die Verkaufsanstalten 5, 8 und 12 fielen dem Bombenkrieg zum Opfer, sie wurden 1946 bzw. 1950 wieder eröffnet.

Zur Versorgung der mit ihren Familien in den Lagern Forsterbruch, Kleekamp, Schacht IV und Waldhof wohnenden Belegschaftsmitglieder richtete die GHH 1946 kleine, mehr oder weniger provisorische Konsum-Verkaufsstellen ein. Damit endete der Ausbau des Filialnetzes endgültig. Das Ziel war erreicht: Beinahe jedes Belegschaftsmitglied der GHH konnte auf kurzem Wege in „seinem Konsum“ einkaufen.

Im Laufe der Jahre änderte sich natürlich auch die innere Organisation. Die Lobby des deutschen Einzelhandels kämpfte im Reichstag erfolgreich gegen die immer stärker werdende Konkurrenz der „niedrigen Preise“: Das 1896 reformierte Gesetz über die Erwerbs- und Wirtschaftsgenossenschaften zwang die GHH-Konsumanstalten, Waren nur an Werksangehörige zu verkaufen. Die örtlichen Händler beobachteten mit Argusaugen, ob sich die Filialleitungen auch daran hielten. Als Folge davon brach der Umsatz um 30% ein. Diese empfindlichen Einbußen ließen sich nur ausgleichen, wenn es gelang, zusätzlich möglichst viele Belegschaftsmitglieder als Kunden zu



gewinnen. Eine erfolgreiche Problemlösung war die Gewährung eines Rabatts. Bereits im ersten Jahr nach der Satzungsänderung von 1906, „die zu erzielenden Überschüsse nach Abzug der Selbstkosten in Form eines Rabattes zurückzuzahlen“, stieg der Umsatz wieder.

Ähnlich wie heute, lockten aber auch Sonderangebote die Käufer in die Läden. So bot die Verkaufsanstalt IV z.B. als Sonntagsbraten fettes Rindfleisch mit Knochen für 70 Pfennig, Schweinerippen für 85 Pfennig und Blutwurst für 35 Pfennig pro Pfund an.

Am Ende des Geschäftsjahres der GHH – dieses lief vom 1. Juli bis 30. Juni – erhielten die Kunden 8% Rabatt auf den Preis der gekauften Waren. Knapp 30 Jahre später, am 1. Januar 1934, trat das Gesetz über Preisnachlässe in Kraft, das die Barzahlungsrabatte auf 3% begrenzte.

(Das Gesetz blieb bis 2001 in Kraft.) Die Bestimmungen des Genossenschaftsgesetzes verloren erst ihre Gültigkeit, als 1939 bei Ausbruch des Zweiten Weltkrieges Lebensmittelkarten eingeführt wurden. Diese mußte der Bürger im Geschäft seiner Wahl registrieren lassen. Die Warenlieferungen an den Kaufmann richteten sich nach der Anzahl seiner eingetragenen Kunden.

Nach dem Zweiten Weltkrieg wurde die GHH 1951 durch die „Operation Severance“ der Briten „entflochten“. Es entstanden drei voneinander unabhängige Gesellschaften:

- Hüttenwerk Oberhausen AG
- Gutehoffnungshütte Sterkrade AG
- Bergbau AG Neue Hoffnung.

Schließlich bestanden die Briten darauf, als letzte Maßnahme der Entflechtung auch den „Konsum“ aus dem Konzern auszugliedern. Er firmierte ab 1953 als selbständige Ver-

kaufsanstalten Oberhausen GmbH (VA). Gesellschafter waren die HOAG und die GHH Sterkrade.

Im Jubiläumsjahr 1967 gab es in Oberhausen 24 VA-Läden, davon 8 Supermärkte. Der Kunde fand in den Läden ein Sortiment von 1 200 Artikeln, in den Supermärkten waren es sogar 2 500! Zur Versorgung der Filialen betrieb die Firma an der Vestischen Straße in Sterkrade ein Zentrallager mit 5 000 m² Lagerfläche.

Die WAZ berichtete am 8. September 1984: „Am 1. September 1984 verschwand mit der Verkaufsanstalten Oberhausen GmbH das größte Filialunternehmen als eigenständige Firma aus dem Oberhausener Wirtschaftsleben. Die Karl Koch GmbH aus Langenfeld hat die 30 Verbraucher- und Supermärkte so wie 6 Baumärkte übernommen.“

Fritz Pamp

Wir durchschwammen die Emscher

Es war Juni 1945, die Sonne stand schon hoch am Himmel und es war sehr heiß. Bernhard, Emil und der kleine Hansi (alle 10 Jahre alt) aus der Bergarbeiterkolonie Vondern, in Oberhausen, zog es zu ihrem Naturstrand am Rhein-Herne Kanal. Natürlich hatte der Krieg seine zerstörerischen Spuren hinterlassen.



Bei dem Rückzug der Deutschen Wehrmacht wurden alle Brücken über Emscher und Kanal gesprengt. Auch unsere Brücke über die Emscher, nahe dem heutigen Haus Ripshorst. An der Osterfelder Straße hatte man inzwischen einen kleinen Behelfssteg aus Bohlenbrettern über die Emscher gebaut. Der lange Weg dorthin war uns Dreien aber zu weit. Kurze Diskussion. Drei Dötze ein Gedanke, wir schwimmen durch die Emscher.

Alle drei hatten wir Bammel, aber keiner wollte zurückstehen und ein Weichei sein. Also Klamotten in der Hecke an der Emscher versteckt und die Emscherböschung runter. Eine Wasserratte, die hier keinen Besuch erwartete, brachte sich noch schnell vor uns in Sicherheit. Als mir der schwarze Schlamm am Ufer der Emscher zwischen den Zehen durchquoll, wurde mir ganz komisch.

Aber es gab kein Zurück mehr. Ganz vorsichtig ließen wir uns ins Wasser gleiten, Kopf hoch über Wasser dann 7-8 Schwimzüge und wir waren

drüben. Die Uferbegehung auf der anderen Seite war genau so schwarz-schlammig und ekelhaft wie vorher.

Jetzt noch ein kurzer Spurt von 100m. Bernhard, Emil und der kleine Hansi warfen sich in die damals noch klaren Fluten des Rhein-Herne Kanals. Es war ein Hochgenuss, sich in dem warmen, sauberen Wasser des Kanals zu tummeln.

Am späten Nachmittag traten wir den Heimweg dann doch über die Bohlenbretterbrücke an der Osterfelder Straße an. In der Mitte des Steges stießen wir uns gegenseitig mit den Ellenbogen in die Rippen und lachten aus vollem Halse, man waren wir bekloppt. Dieses Abenteuer haben wir auch nicht mehr wiederholt.

Hans Gonska





Es gab keinen Fernseher, Gott sei Dank

Eine Kindheit in Vondern

Mit der Industrialisierung im ausgehenden 19. Jahrhundert war in der Industrie ein hoher Bedarf an Arbeitskräften entstanden. Aus allen deutschen Regionen und auch aus dem Ausland kamen die Menschen zu den Fabriken. Für die Stahlerzeugung benötigte man Kohle, die auf den Zechen im Emschertal gefördert wurde. Entlang der Ruhr und der Emscher entstand dadurch ein Gürtel aus Zechen, Kokereien, Eisen- und Stahlwerken. Dazu wurde benötigte Infrastruktur wie Straßen, Eisenbahnlinien, Wasserwege und Wohnanlagen für die Arbeiter mit ihren Familien erbaut. Für die Bergleute auf den Zechen Oberhausen und Vondern und ihre Familien wurde eine große Wohnsiedlung im Emscherbruch gebaut, die „Vondernkolonie“. Vondern wurde Heimat der Familie Wienisch bis heute in vierter Generation.

Die Eltern meiner Mutter kamen 1898 mit mehreren Landsleuten aus Kärnten in Österreich zum Arbeiten nach Castrop-Rauxel. Hier wurde 1905 meine Mutter geboren. Als die Zeche Vondern in Oberhausen-Osterfeld Bergleute brauchte und in der Kolonie Vondern attraktive Wohnungen angeboten wurden, zogen meine Großeltern 1910 dorthin.

Es war zu dieser Zeit üblich, dass verheiratete Paare, die in ihrer Wohnung noch ein Zimmer frei hatten (wenige Kinder), dieses Zimmer oder aber auch nur ein Bett, an einen alleinstehenden Mann vermieteten, dem sogenannten Kostgänger. Der Kostgänger wurde wie ein Familienmitglied in die Familie aufgenommen. Er hatte ein Bett, es wurde seine Wäsche mitgewaschen und er wurde beköstigt, daher die Bezeichnung Kostgänger. Mit sei-

nem Kostgeld trug er auch wesentlich zum Familienunterhalt bei. Es wurde erzählt, dass einige Kostgänger wie ein zweiter Ehemann anzusehen waren, und dass die Kinder dieser Verhältnisse unterschiedliche Merkmale zeigten, sowie Vater und Kostgänger sie auch hatten. Aber das halte ich für einen Zufall! Realistischer war es, dass eine flügge gewordene Tochter dem Kostgänger schöne Augen machte und dadurch des Öfteren eine neue Ehe gestiftet wurde. Diese Gepflogenheit wurde noch zu meiner Bergschulzeit um 1960 in Vondern praktiziert.

Auch mein Vater war Kostgänger in der Nachbarschaft meiner Großeltern. So lernte er meine Mutter kennen. Er war gelernter Bäcker und Konditor und kam aus Straubing in Niederbayern. Sein Geburtsort war Rittsteig am Inn. Mein Vater arbeitete auf der Zeche Vondern und später auf der Zeche Osterfeld.

Meine Eltern bekamen rasch eine Schar Kinder und eine Wohnung in Vondern in der Schloßstraße 36. In der Kinderschar war ich der Mittlere von elf Kindern. Ich hatte fünf ältere Schwestern, zwei jüngere Brüder sowie drei jüngere Schwestern. Die Nachkommenschaft meiner Eltern zählte beim Tode meiner Mutter mit Kindern und Enkelkindern 37 Personen. Um die Urenkel an den Fingern abzuzählen, reichen nicht vier Hände.

Wir wohnten in einer damals üblichen Vierzimmerwohnung über zwei Etagen. Ein Badezimmer mit Toilette gab es nicht. Dafür war in der großen Küche ein einziges Waschbecken. Das Abwasser floss durch ein einfaches Rohr durch die Wand nach außen in eine Rinne, die über den Hof zum Abwasserkanal führte. Im Winter vereiste diese Rinne und musste regelmäßig mit einer Hacke eisfrei geschlagen werden. In der Regel wurde diese Rinne aber an jedem Samstag mit dem Straßenbesen gründlich gereinigt, was eine Tätigkeit für uns Kindern war.



Fast vollständig: die Familie Wienisch nach dem Zweiten Weltkrieg, eine Tochter fehlt.



Eine Kindergartengruppe mit Wienisch-Mädchen auf dem Hof der Vonderner „Kleinkinderschule“

An den Samstagen wurde dann auch die große Zinkwanne aus dem Keller geholt, in einem Waschkesel auf dem Herd konnte Wasser aufgeheizt und dann in die Badewanne gegossen werden.

In dieser Wanne hat dann ein jedes von uns Kindern, streng dem Alter nach, ein Bad nehmen dürfen. Die ältesten durften zuerst hinein. Man konnte davon ausgehen, dass sie das saubere Wasser nicht gleich zu Beginn stark verschmutzen würden. War das Wasser zu kalt, wurde es eimerweise durch heißes Wasser ausgetauscht.

Ein kleiner Flur führte außerhalb der Wohnung zu einem Anbau, in dem befanden sich die Toilette und ein Stall. Die Toilette war ein Plumsklo. Der Gang zur Toilette war besonders im Winter eine sehr unangenehme Angelegenheit, denn die Winter waren nach meinem Empfinden früher viel kälter als heute und wir beeilten uns, die „Sitzungen“ so schnell wie möglich zu beenden.

Im Sommer gab es dafür lästige Fliegen und einen widerlichen Duft. Die Hinterlassenschaften sammelten sich in einer Jauchegrube, die „Aalskuhle“. Sie wurde jährlich geleert, denn die Jauche war wie der Stallmist ein wichtiger Dünger in der Gartenwirtschaft.

Bauer im Nebenerwerb

Viele der Bergleute in Vondern hatten damals neben dem kleinen Garten direkt am Haus noch ein Stück Grabeland. Dort, wo heute der Emsherschnellweg (A42) verläuft, gab es damals etliche Sandhügel, die angeblich vom Aushub des Rhein-Herne-Kanals stammten. Deshalb hieß das Land dort der Sandberg. Auf der davor liegenden Fläche hatten die Bergleute ihre Parzellen mit Grabeland gepachtet. Es wurden dort Kartoffeln, viele Sorten von Gemüse und auch Erdbeeren angepflanzt. Die Erdbeeren hatten bei der großen Kinderschar in Vondern aber meist keine Zeit zu reifen!

Das Gemüse, das vom Vater über den Tagesbedarf hinaus geerntet wurde, kam eingekocht in Weckgläser in den Keller für den späteren Verzehr im Winter. Ebenfalls für den Winter hatten wir aus Weißkohl Sauerkraut bereitet, das in großen Steintöpfen reifte. An freien Stellen in den Betten oder zwischen den Kartoffeln standen versteckt Tabakpflanzen mit spitzen oder runden Blättern. Diese haben wir Kinder nach der Ernte und Trocknung zu Feinschnitt für die Zigaretten und Machorka für die Pfeife verarbeitet.

Auch mein Vater hatte ein übergroßes Stück Land gepachtet, auf dem er neben dem üblichen Gemüse noch Futterkohl und Runkelrüben an-

pflanzte, denn er hatte in dem Stall am Haus jährlich mindestens zwei Schweine und 20 bis 30 Kaninchen zu füttern. Wir Kinder hatten die Aufgabe, täglich mit Eimern in der Nachbarschaft anfallende Küchenabfälle zu einzusammeln, damit die Schweine gefüttert werden konnten, oder wir waren mit einem Jutesack auf dem Sandberg unterwegs um grünes Kaninchenfutter zu holen.

Eigener Metzger

Das Schlachten der Schweine geschah damals noch am Haus, daher stammt die Bezeichnung „Haus-schlachtung“. Aufgrund der damals nicht vorhandenen Kühlmöglichkeiten hatte man bewusst das Schlachten in die kalte Jahreszeit verlegt meist im November und Februar. Ein Nachbar, ein gelernter Metzger kam dann immer zu uns und sorgte für eine fachgerechte Schlachtung der Tiere. Das Schwein wurde an zwei Tagen hinten auf dem Hof geschlachtet, zerlegt und verwurstet. Das Fleisch wurde gebraten und in Weckgläsern eingekocht. Der Speck und die Hinterschinken kamen in die Pökellake bis sie dann nach mehreren Wochen zum Räuchern fertig waren. Die Würste hingen bis zum Verzehr unter der Decke im Flur. Aus der Wurstbrühe und Buchweizenmehl kochte die Mutter einen Panhas und machte eine leckere Sülze. Wurstmasse, für die keine Wurstpelle mehr vorhanden war, kam wie das Bratfleisch in die Weckgläser. So hatten wir Fleisch- und Wurstwaren für mehrere Monate auf Vorrat konserviert. In einer Zeit, in der Lebensmittel rationiert waren und Waren des täglichen Bedarfs nur auf Lebensmittelkarten oder Bezugscheinen zu bekommen waren, hatte diese Art der Selbstversorgung einen enormen Vorteil. Später verbot der Gesetzgeber leider die Hausschlachtung, was für viele Selbstversorger und Bauern zum Nachteil war.

Tägliche Hausarbeit

Der Tagesablauf meiner Mutter fing immer sehr früh an! Im Winter musste schon um fünf Uhr das Feuer im Herd brennen und täglich das Frühstück für uns Kinder bereitet werden. Auch die Vorbereitungen für das Mit-



111 Jahre Siedlung Vondern

tagessen bei dreizehn Familienmitgliedern erforderten einen enormen Zeitaufwand und viel Mühe. Dazu kam die Versorgung des Säuglings und der Kleinkinder. Die Mütter haben damals alle gestillt und bei uns gab es immer einen Säugling und mindestens ein Kind war noch in den Windeln und es gab noch keine Pampers! Wenn man sich die viele Arbeit in einem so großen Haushalt vor Augen führt, so verstummt man. Bei uns zu Hause wurden täglich die Betten gemacht, die Küche nass gewischt, eine Unmenge an Geschirr und Töpfen gespült, Kleinkinder und Haustiere gefüttert, Wäsche gewaschen, der Herd blank geputzt, gebügelt und Strümpfe gestopft. Und es gab bei uns keinen Staubsauger, keine Spülmaschine, keine elektrische Waschmaschine, aber Gott sei Dank, auch noch keinen Fernsehapparat. Nur einen kleinen viereckigen Kasten, den sie den Volksempfänger nannten, ein Radio mit einem Sender, der nach meiner Erinnerung nur Propaganda der NSDAP brachte! Stattdessen war das Singen bei uns sehr beliebt. Meine Mutter sang den ganzen Tag, wenn sie nicht gerade ermahnte oder schimpfte.

Große Wäsche

Die große Wäsche war damals noch eine sehr aufwändige Prozedur, die einen ganzen Tag dauerte. Meine großen Schwestern halfen dann mit. Zuerst wurde auf dem Herd der Waschkessel angeheizt, ein Ungetüm aus Zink. Darin brachte man die Wäsche in der Lauge zum Kochen. Mit einem „Wäscheknüppel“ musste man dann die heiße Wäsche aus dem Kessel heben und in eine recht primitive Trommelwaschmaschine stecken. Diese Waschmaschine hatte einen mit Wasserdruck betriebenen Antrieb. Der Wasserverbrauch der Maschine war enorm und so wurde diese Waschmaschine später durch eine andere mit Handbetrieb ersetzt. Nach der Behandlung der Kochwäsche in der Waschmaschine hob man dann die Wäschestücke mit dem Wäscheknüppel einzeln wieder heraus und sie kamen in den Wringer. Der quetschte die heiße Lauge aus dem Wäschestück. Danach musste alles in der Zinkwanne von Hand mit kla-

rem Wasser gespült, noch mal durch den Wringer gedreht und dann zum Trocknen aufgehängt werden. Bei der großen Menge verschmutzter Wäsche dauerte das immer den ganzen Tag und für das Bügeln noch einen Tag länger.



Ein Wringer in Betrieb

Kriegsjahre: Bombenalarm und erste Evakuierung

Ich muss vier, fast fünf Jahre gewesen sein, da wurde in meinem Umfeld mit großer Besorgnis über den erfolgten Kriegsbeginn gesprochen und auch wenn ich ein noch so kleines Kind war, so kann ich mich dennoch gut an die sorgenvollen Gespräche der Erwachsenen erinnern und spürte, dass Unheilvolles im Gange war.

Mit Fortdauer des Krieges kam es zunehmend zu Luftangriffen durch die Alliierten. In der Schloßstraße, direkt gegenüber den Hausnummern 36 und 38 gab es einen Luftschutzbunker. Dieser verlief mehrere Meter tief unterhalb der Rangiergleisanlagen der Reichsbahn. Man gelangte über eine Zugangstreppe hinab in einen Bergwerksstollen, der wie eine Untertagestrecke im Bergbau hergestellt worden war.

Die Luftangriffe wurden durch die Sirensignale „Voralarm, Vollalarm“ und „akute Luftgefahr“ angezeigt, und sie lösten entsprechende Ängste aus. Bei Luftangriffen wurden am Eingang und am Notausgang die Schleusen mit schweren Eisentüren verschlos-

sen. Die Anwohner hatten im Bunker einige zugewiesene Sitzplätze, deren Zahl aber nicht immer der Zahl der Familienmitglieder entsprach. So mussten einige Schutzsuchende in der Strecke stehen. Während der Bombenangriffe war das Reden im Bunker verboten. Man hörte nur leises Flüstern, das Weinen der Kinder und die Schreckensrufe oder die Gebete der Frauen bei starken Detonationen. Der alte Bunkerwart rief dann: „Ruhe bewahren!“ und versuchte den Leuten die Angst zu nehmen. Die Einschläge der Bomben waren gut zu hören und bei heftigen Detonationen wackelte der ganze Bunker, so dass ich mich dann vor Angst unter der Sitzbank an dem Streckenstoß verkroch. Dann warteten wir mit Hoffnung auf das Sirenenengeheul „Entwarnung“.

Um der Gefahr durch Luftangriffe zu entgehen, wurden viele Kinder oder Familien aus dem Ruhrgebiet in friedlichere Gegenden evakuiert. Einige meiner Schwestern kamen in das KLV-Lager (Kinderlandverschickungs-Lager) in der Hohen Tatra, Slowakei. Mein Bruder wurde nach Württemberg verschickt und ich an den Semmering und ins Burgenland nach Österreich. Diese Schutzmaßnahme wurde später ironisch als „Kinderlandverschleppung“ betitelt. Für viele Kinder war die Trennung vom Elternhaus eine qualvolle Erfahrung voller Heimweh und dem Gefühl des Verlassenseins. Ich selbst habe das Heimweh erst in dem Moment gespürt, als meine ältere Schwester in der Fremde vor mir stand, um mich wieder nach Hause zu holen. An meine beiden Aufenthalte in Österreich habe ich eine sehr gute Erinnerung und ich denke gern daran zurück. Zum Burgenland am Neusiedlersee habe ich schon jahrelang und noch heute fast familiäre Kontakte.

1944 wurde dann unser Haus ein Opfer der Bomben. Der Dachstuhl war eingestürzt und die Bausubstanz derart zerstört, dass das Haus, wie auch andere Häuser in Vondern, unbewohnbar geworden war. Es standen noch die Keller, auch weil mein Vater die Kellerdecken schon früh mit Grubenstempeln abgestützt hatte, mit sogenannten Unterzügen. Die



so gesicherten Kellerräume waren als Luftschutzkeller gedacht bis der Stollenbunker fertig gestellt war. Diese Kellerräume waren für den Ernstfall bestückt mit Gasmasken, Feuerspritzen, Löschsand, Luftschutz-Etagenbetten und derlei Zeug mehr. Im warmen Sommer haben wir Kinder auch mal lieber im kühlen Luftschutzbett geschlafen als oben im heißen Schlafzimmer unter dem Dach. Auf dem Areal, auf dem heute der Emsherschnellweg verläuft, waren früher die Sportplätze von Wacker und Spielverein Osterfeld 06. Auf diesen Plätzen waren Flak- und Scheinwerferstellungen stationiert (Flak = Fliegerabwehrkanone). An der Gabelung der Armin- und der Schloßstraße standen Holzbaracken.

In diesen waren die Bedienungsmannschaften der Stellungen einquartiert. Als die Flakstellung durch Bombenangriffe unbrauchbar wurde und die Mannschaften an die Front gingen, wurde in die Baracken ausgebombte Zivilbevölkerung einquartiert. Wir bekamen für unsere Familie eine Doppelbaracke zugewiesen. Mein Vater verschloss fest eine der Eingangstüren, machte Durchbrüche zwischen den Doppelhäusern sodass wir vier Räume zur Verfügung hatten. Leider waren ein Wasseranschluss und die Toilette außerhalb des Wohnbereiches und der Toilettengang noch unangenehmer als in unserer Erstwohnung. Waschen konnten wir uns in der Waschschüssel oder an der Wasserstelle draußen. In den kalten Wintern fror der Wasseranschluss total ein, und wir mussten unseren täglichen Wasserbedarf in Eimern und Kesseln bei den mehrere Hundert Meter entfernten Nachbarn holen. Dafür war der Weg zur Schule kürzer.

Mit der langen Dauer des Krieges wurden die Luftangriffe der Alliierten für die zivile Bevölkerung immer gefährlicher, denn die Zahl der angreifenden Bomber und die geflogenen Einsätze der Alliierten wurden wesentlich erhöht, die Flugabwehr der Deutschen Wehrmacht war stark dezimiert oder fast vernichtet. So konnten die Bomberverbände ungehindert und tiefer in das Landesinnere einfliegen. Auch wurden jetzt nicht nur kriegsrelevan-

te Ziele angegriffen, sondern auch die Innenstädte ins Ziel genommen. Das sollte die Moral der Bevölkerung untergraben und deren Durchhaltenwillen brechen. Deshalb beschlossen meine Eltern, sich Ende 1944 mit der ganzen Familie nach Württemberg evakuieren zu lassen. Der Vater und die Schwester meiner Mutter mit den beiden Söhnen waren auch zur Evakuierung bereit.

Gegen Ende des Jahres 1944 fiel der Beschluss, wegen der zunehmenden Bombardierung durch die alliierten Luftstreitkräfte unsere gesamte, vierzehnköpfige Familie aus Vondern zu evakuieren. Das Ziel war Baden-Württemberg. Dazu wurden wir Geschwister, die schon zur Kinderlandverschickung (KLV) fort waren, nach Hause zurückgeholt.

Es war vorauszusehen, dass wir das Weihnachtsfest in Württemberg nicht zusammen mit der kompletten Familie feiern konnten, da der Vater dann wieder auf der Zeche sein musste und meine älteste Schwester im Pflichtjahr arbeitete und nicht mitfuhr. Das Pflichtjahr war ein freiwilliger Arbeits-einsatz der Mädchen für das deutsche Volk über die Dauer von einem Jahr. Die Jungen machten vor dem Wehrdienst den sogenannten Arbeitsdienst, mit Hacke und Spaten.

Weihnachten im Krieg: bescheiden

Um doch noch bei der Weihnachtsfeier alle Familienmitgliedern beisammen zu haben, wollte meine Mutter, dass wir das Weihnachtsfest mit Bescherung schon vorher feiern sollten. Es waren aber keine Tannensäulen zu bekommen. Mein Vater fand eine Lösung des Problems. Auf dem ersten Gleis des Rangierbahnhofs in Vondern stand ein Zug, mit dem Frontsoldaten, die mit der entsprechenden Bewaffnung und den Kriegsfahrzeugen ausgerüstet waren, von einem Frontabschnitt zu einem anderen gefahren werden sollten. Die Waggons waren mit den üblichen Parolen beschriftet: „Räder müssen rollen für den Sieg“ oder „Heute gehört uns Deutschland und morgen die ganze Welt“, „Psst, Feind hört mit“. Die Waggons und Waffen waren mit Tannenreisern geschmückt. Mein Va-

ter erbat sich einige der Reiser von den Soldaten. Die jungen Soldaten gaben frohgelaunt die Tannenzweige herunter. Wie viele, der jetzt noch frohen Jungen, mögen wohl das neue Jahr nicht überlebt haben?

Aus den Tannenzweigen und dem Stiel einer Mistgabel, bastelte Vater mit Säge und Bohrer einen Behelfstannenbaum, der, geschmückt mit Kugeln, Kerzen und Lametta, strahlte wie ein richtiger Weihnachtsbaum. Auch die Weihnachtsfeier, mit Bescherung, war so schön wie viele davor. Die Geschenke waren bescheiden. Einen bunten Teller für jeden, knapp gefüllt. Spielzeug, zum Teil selbst gebastelt oder restauriert, neue Kleidung, Socken, Kniestrümpfe und Handschuhe, von den großen Schwestern selbst gestrickt.

Auch neues Kriegsspielzeug aus Blech. Panzer, die Funken sprühten, und Kanonen, die schossen. Beliebte waren auch Spielsachen, die von den russischen Kriegsgefangenen und Zwangsarbeitern aus den bunten Schießdrähten der elektrischen Zünder von Untertage geflochten waren. Das waren Vögel, Autos, Körbchen, Flugzeuge und dergleichen mehr. Für ein Butterbrot, ein gekochtes Ei oder einen Apfel haben die gefangenen feindlichen Soldaten gern diese Dinge gebastelt und mein Vater hatte, wie auch andere seiner Kumpel, diese Sachen von der Arbeit unter Tage mitgebracht. Dieser Tauschhandel war von oberer Stelle aber streng verboten und konnte für die Beteiligten und Mitwisser böse Folgen haben.

Die Gefangenen kamen oft an unserer Baracke auf der Arminstraße vorbei, wenn sie zur oder von der Arbeit auf der Zeche Osterfeld auf dem Wege waren. Dabei fand oft ein Stück Brot, von einem Vonderner, stickum angeboten, den Weg in die Hand eines Gefangenen. Diese schweigenden Männer in ihren Holzschuhen, von Soldaten mit Karabinern auf dem Rücken bewacht, waren für uns Kinder interessant, machten uns aber auch Angst.

Das Gefangenenlager befand sich auf dem Zechenplatz der Zeche Vondern. Über die Zechenmauer, die mit Sta-



111 Jahre Siedlung Vondern

cheldraht überhöht war, konnten wir die Männer in dem Lager beobachten. Anfangs waren dort auch Männer mit schwarzer Hautfarbe untergebracht. Für fast alle Kinder waren das die ersten „Neger“, die sie in ihrem Leben zu Gesicht bekamen.

Fernab vom Ziel

Der Transport nach Baden-Württemberg mit vielen Familien aus Oberhausen, sollte noch vor Weihnachten mit der Reichsbahn vom Hauptbahnhof aus erfolgen. Mein Vater und einige seiner Kumpel, die von der Arbeit auf der Zeche zu diesem Zweck freigestellt waren, sollten den Transport begleiten. Leider stand zum geplanten Abfahrtstermin kein Zug für den Transport zur Verfügung.



Vergebliches Warten auf den Zug

So wurden die Familien bis zur tatsächlichen Abfahrt nach den Weihnachtstagen in einem bahnhofsnahe Luftschutzbunker untergebracht. Nach einer Wartezeit von einigen Tagen im Luftschutzbunker konnte ein Personenzug die Familien aufnehmen und die Fahrt nach Süden sollte losgehen.

Eine so weite Zugreise hatten die meisten Insassen noch nie gemacht; außer den Kindern aus der KLV. Die Erwartung war groß. Zu welcher Tages- oder Nachtzeit der Zug losfuhr, kann ich nicht mehr sagen. Aber bald ging ein Gerangel um einen Fensterplatz los.

Die Fahrt wurde oft unterbrochen durch Stillstände und Rangiertätigkeiten. Manchmal fuhr der Zug auch mal ein Stück rückwärts. Bei den letzten Haltestationen stiegen schon viele mitreisende Familien aus, und wir hofften, jetzt endlich in Württemberg angekommen zu sein.



Durch Bomben zerstörte Bahnanlagen

Nach einer viele Stunden dauernden Reisezeit hielt der Zug endgültig an! Aber nicht in einer Stadt in Württemberg, sondern in einem Ort, der Koritten hieß. Er lag in der Mark Brandenburg, nahe der Stadt Sternberg, weit östlich vor Frankfurt an der Oder!

Durch Fliegerangriffe auf die Bahnstrecke während unserer Reise musste der Zug viele Umleitungen nehmen und wurde zuletzt für den Rückzug der Soldaten vor der russischen Armee in den Osten beordert. Hier musste der Zug geräumt werden. Der leere Zug fuhr ab und die Evakuierten standen hilflos in einer fremden Stadt, fernab vom eigentlichen Ziel.

Aus Evakuierten werden Flüchtlinge

In Koritten herrschte ein wirres Chaos! Der Ort war voller Flüchtlinge aus den Ostgebieten, die alle auf dem Weg in Richtung Frankfurt/Oder waren. Die Flüchtlinge waren mit Pferdewagen, zu Fuß, mit Handkarren, Fahrrädern und Kinderwagen unterwegs. Sie waren müde, hungrig und bei bitterer Kälte halb erfroren und viele, besonders die Kinder, waren nicht mehr gesund. Die Durchfahrtsstraße war zeitweise für die Flüchtlinge gesperrt, weil Fahrzeuge der Wehrmacht auf dem Rückzug die Fahrstreifen blockierten. Die Stadt war überfüllt. Mein Vater und die anderen Männer die den Transport begleiteten, machten den Bürgermeister der Stadt ausfindig. Mit dessen

Hilfe konnten die Familien aus Oberhausen in den (schon von den Bewohnern verlassen) Häusern Quartiere finden. Meine Familie mit Opa, Tante, Neffen und uns selber hatte in zwei verschiedenen Häusern Platz gefunden. Diese Nacht mit all den lauten Rufen und dem Kinderweinen, dem Motorlärm und fernem, drohenden Kanonendonner ist bis heute für mich eine der schrecklichsten, bedrohlichsten Erlebnisse geblieben.



Ein Flüchtlingstreck

Schon am anderen Morgen trafen meine Eltern die Vorbereitung für „unsere Flucht“, denn wir waren ja jetzt aus Evakuierten zu Flüchtlingen geworden.

An dieser Stelle sei bemerkt, dass diese Geschichte mit Billigung und Unterstützung der älteren, noch lebenden Schwestern erzählt wird. Wir Geschwister sind uns über die Erlebnisse und realen Vorkommnisse durchaus einig, über die Zuordnung des Geschehens zu den aufgeführten Orten waren wir uns nicht immer einig.

Das ist aber nicht relevant, da wir in dieser Zeit durch viele Ortschaften gelaufen sind, durch manche Ortschaften hin und zurück, so dass unsere gleichen Erinnerungen nicht die gleichen Verknüpfungen vornahmen. Aber alle geschilderten Erlebnisse sind so passiert, waren sehr arg,



Sternberg, heute Torzym in Polen

bitter und voller Trauer. Noch heute ist das Erinnern dieser Zeit fast unerträglich. Die aufgeführten Ortsnamen sind noch die alten deutschen Ortsbezeichnungen. Heute tragen die Ortschaften polnische Namen!

Aus dem Gepäck, das wir aus Oberhausen mitgebracht hatten, wurde das Nötigste herausgesucht und zu tragbaren Bündeln geschnürt. Über die Art der Verpflegung an diesen Tagen habe ich keine Erinnerung. Wir zogen uns alle warm an und gingen zu dem Marktplatz in dem Ort. Hier hatte die Wehrmacht quasi eine Haltestelle eingerichtet, um der Zivilbevölkerung zu helfen. Die ankommenden Wehrmachtsfahrzeuge auf denen noch Platz war, nahmen dann noch eine entsprechende Anzahl von Flüchtlingen auf und fuhren dann weiter.

Mein Großvater, meine Tante und die beiden Vettern fanden Platz auf einem Wehrmachtsauto, zwischen verwundeten Soldaten, und fuhren los. Die Tante mit dem Opa und den beiden Jungen war schon einige Tage später wieder in Oberhausen-Osterfeld. Den Opa haben wir beim Abschied zum letzten Male gesehen, er starb noch im selben Frühjahr in Osterfeld. Für unsere Familie ergab sich keine Mitfahrgelegenheit, weil wir zu viele Personen waren und mein Vater die Familie zusammenhalten wollte. Ein (für mich damals) sehr alter Mann

aus dem Osten, war mit einem kleinen Pferdewagen, auf dem er seine Habe hatte und auf dem zwei ältere Frauen saßen, unterwegs. Er bot meinem Vater an, auch meine hochschwangere Mutter mit den vier jüngsten meiner Geschwister auf dem Wagen mitzunehmen. Wir älteren Kinder sollten laufen. Meine Eltern bedankten sich und nahmen das Angebot an. Aber noch am selben Morgen sah man den alten Leuten die Strapazen auf dem Wagen bei der bitteren Kälte an. Sie fanden dann einen Platz in einem Militärauto, ließen ihre letzte Habe auf dem Pferdewagen und fuhren davon. So kam mein Vater in den Besitz von Pferd und Wagen, mit Heu und Hafer für das Pferd, und etwas Proviant und einigen warmen Decken für die Familie. Mein Vater konnte mit Pferd und Wagen gut umgehen, denn er hatte schon oft bei dem Bauer Paßen, auf der Burg Vondern, ausgeholfen.

Wir schlossen uns dem allgemeinen Flüchtlingstreck an. Der Vater führte das Pferd, die Mutter und die Jüngsten saßen unter warmen Decken auf dem Wagen. Wir sechs Älteren liefen nebenher durch Eis und Schnee und hatten die Aufgabe, bei Steigungen dem armen Pferd zu helfen, den Wagen nach vorn, oder besser gesagt, hinauf zu bringen. Der Flüchtlingstreck zog auf tief vermatschten oder stark vereisten Straßen durch hügelige Ausläufer des Sternberger Landes. Von den Hügelgipfeln konnten wir gut die

Straße vor und hinter uns überschauen. Auf den Straßenabschnitten zwischen den Hügeln war deutlich die dichtgedrängte Prozession der Menschen auf der Flucht zu erkennen. Wie eine schwarze Schlange lag die Landstraße im schneebedeckten, weißen Feld.

Das Tempo, das wir gingen, war nicht hoch, denn es musste auf die zu Fuß gehenden Kinder, auf die Alten, und auf die schwer arbeitenden Zugtiere Rücksicht genommen werden. Eine große Behinderung waren auch die Fahrzeuge der Militärkolonnen, die auf dem Rückzug den Treck überholten. Die Flüchtlinge wurden in die Schneewehen am Straßenrand abgedrängt, damit auf der Straße Platz entstand für die Kriegsfahrzeuge. Die letzten Januartage waren nicht lange hell. Am späten Nachmittag musste jedes Mal schon eine Bleibe für die Nacht gefunden worden sein. Diese Bleibe fanden wir in kleinen Ansiedlungen, in Bauern- und Herrenhäusern. Dann kamen viele Personen in wenigen Räumen zusammen. Es wurde erzählt, Verpflegung organisiert, Feuer gemacht, es wurden Kleinkinder gepflegt, und es wurden Wunden behandelt. Es waren häufig die Erfrierungen an den Zehen und Füßen der Kinder, die behandelt werden mussten, denn diese Kinder, die aus dem Osten kamen, waren ja schon viele Tage mit schlechtem Schuhwerk unterwegs. Diese Erfahrung, mit Frostbeulen an den Zehen, haben einige meiner Geschwister und ich dann später auch machen müssen, als unsere Flucht andauerte.



Flüchtlinge auf dem Weg nach Westen

Nach einigen Tagen war dieser Teil unserer Flucht zu Ende. Zwischen den Ortschaften Kohlow und Trettin näherten wir uns der Oder. Als der Treck für eine längere Zeit stockte,



111 Jahre Siedlung Vondern

kam eine Durchsage von vorn, dass es nicht mehr weitergehe, die Oderbrücke würde von deutschen Pionieren gesprengt. Heute fallen mir die Worte aus einem religiösen Musikwerk ein: „Verzweiflung, Wut und Schrecken“! Das waren wohl die Gefühle der Flüchtlinge damals, so kurz vor Frankfurt/Oder.



Zerstörte Oderbrücken in Frankfurt

Nach dieser Durchsage löste sich der Treck schnell auf, denn die Menschen und Tiere brauchten eine Unterkunft. Wir standen mit unserem Pferdewagen praktisch auf freiem Feld. An den letzten Häusern der Ortschaft Kohlow waren wir schon eine Weile vorbeigezogen, und da auf dem Feld eine große Scheune stand, eilten viele der Flüchtlinge dorthin.

Mein Vater lenkte auch unseren Wagen zur Scheune und die Mutter drängte mit uns Kindern in die große Halle. Mein Vater spannte das Pferd aus und versorgte es. Dann nahm er einige warme Decken vom Wagen und wollte sie zu uns in die Scheune bringen. Da kam ein SA-Mann in seiner braunen Uniform zu meinem Vater. Wir beobachteten aus der Scheune wie sich die beiden Männer immer erregter unterhielten. Dann kam mein Vater zurück in die Scheune und erzählte uns den Vorfall.

Eine Familientragödie

Der uniformierte SA-Mann wollte von meinem Vater einen Zivilanzug oder den Mantel haben, den mein Vater trug. Mein Vater erklärte dem SA-Mann, dass er nur die Zivilkleidung habe, die er gerade am Leibe trage, weil er Begleiter bei einer Evakuierung sei und deshalb keine weitere Kleidung dabei habe. Der SA-Mann sollte doch hinüber zu den letzten Häusern von Kohlow gehen, dort wür-



Der Anfang unseres Fluchtweges

de er bestimmt passende Zivilkleidung finden. Der SA-Mann war dann der Meinung, dass die Russen, wenn sie ihn in Uniform der SA erwischten, ihn sofort erschießen würden. Worauf mein Vater dem Manne sagte, dass er die Uniform ja bestimmt schon fünfzehn Jahre tragen würde und dass er es doch auch weiter tun solle!

Mein Vater brachte daraufhin die Decken zu meiner Mutter in die Scheune. Die Decken reichten aber nicht für uns alle und er ging noch einmal hinaus zum Wagen, um noch weitere Decken oder Bettzeug zu holen. Draußen war dann wieder der SA-Mann da und redete auf meinen Vater ein. Wir sahen, wie unser Vater eine abwinkende Armbewegung machte, auf das Hinterrad des Pferdewagens stieg, sich vornüberbeugte, um die Decken aus dem Wagen zu heben. Da zog der SA-Mann seine Pistole und schoss meinem Vater mehrere Male in den Rücken. Vater fiel vom Wagen herunter und lag schwer verletzt im Schnee.

Der SA-Mann entfernte sich rasch. Ein Jüngling und ein alter Mann, die das auch alles beobachtet hatten, liefen sofort nach draußen, legten meinen Vater auf eine der Decken und schleppten ihn über den Schnee in die Scheune. Mein Vater war bei Bewusstsein und konnte noch unter starken Schmerzen mit meiner Mutter reden. Er ermahnte auch die neugierigen Nachbarn mit den brennenden Kerzen vorsichtig zu sein, um nicht das Heu in Brand zu setzen. Wir hockten weinend um ihn herum und er sprach uns alle der Reihe nach an.

Unsere Mutter sagte später, dass Vater sich damit von uns allen verabschiedet habe. Nach einer Weile

hörte man in der Nähe Gewehrfeuer. Eine Granate traf das Dach der Scheune und deckte das Dach fast ab. Es gab einige Verletzte durch herabfallende Dachziegel. Jetzt wurde viel geweint und die Kinder schrien. Es fing an zu schneien und der Schnee rieselte durch das kaputte Dach und durchnässte die Leute in der Scheune.

Als die hörbaren Kampfhandlungen aufhörten, einigten sich die Älteren, gemeinsam die Scheune zu verlassen und in die leer stehenden Häuser von Kohlow zu gehen. Wir nahmen unseren Vater, der noch auf der Decke lag, zogen ihn über das Schneefeld bis zu einem Haus am Rande der Siedlung. Wir Kinder nahmen die Decken und das Bettzeug mit. Das Haus war unbewohnt, trocken und windgeschützt. Es stand bis auf einige alte Möbel und Gerümpel leer.

Der Vater wurde in ein Nebenzimmer gelegt, und meine Mutter konnte durch die geöffnete Tür mit ihm reden. Seine Stimme wurde immer leiser und die großen Schwestern fragten die Mutter: „Was hat er gesagt?“ Die Mutter gab das Gesagte dann weiter. Auf eine dieser Fragen antwortete die Mutter: „Gott schütze meine Frau und Kinder.“ Ich bin dann eingeschlafen.

Als ich am nächsten Morgen erwachte, hörte ich von den Geschwistern, dass Vater nach eben diesen Worten gestorben sei.

Unsere Zeit in der sowjetisch besetzten Zone und die Heimkehr nach Osterfeld

Meine Mutter verbrachte gemeinsam mit uns Kindern die Nacht in einem



Zimmer, während die Leiche meines Vaters in einem Nebenzimmer lag. Als es Tag wurde, stürmten mehrere Russen mit angelegter Kalaschnikow ins Haus und versetzten uns in Angst und Schrecken, doch ein Russe sprach uns in deutscher Sprache beruhigend an. Er wollte wissen, wer der Tote im Nebenzimmer war. Meine Mutter gab ihm Auskunft über die vergangenen Stunden und den Tod meines Vaters. Der russische Soldat war offenbar ein Offizier, denn er gab den anderen Soldaten Befehle. Wir konnten aber nicht länger im Haus bleiben, weil die Russen dort die örtliche Kommandantur einrichten wollten. Wir zogen in den Ziegenstall und lagerten auf Heu und Stroh. Im Laufe des Tages ließ die Angst vor den Russen nach und wir kamen sogar miteinander ins Gespräch. Von einem jungen, russischen Soldaten erhielten wir einen großen, leeren Zuckersack und einen Sack mit trockenem Zwiebackbruch. Den Zuckersack klopfen wir aus und erhielten so eine große Menge Zucker.

Die Leiche meines Vaters konnten wir nicht beerdigen. Der Boden war so fest gefroren, dass wir kein Grab schaufeln konnten, wir konnten uns auch nicht draußen aufhalten, weil immer wieder Schüsse fielen. Mein Vater wurde so, wie er lag, mit der Decke auf das Schneefeld gezogen – etwa 20 Meter vom Haus entfernt. Meine Mutter bedeckte ihn mit einem Federbett und wir empfanden das wie eine Beerdigung. Eine Schwester sagte: „Jetzt beerdigt die Mutter den Vater“.

Nach wenigen Tagen erfolgte der Befehl der Kommandantur, dass alle Deutschen nach Osten zurück mussten. Damit begann eine monatelange Flucht mit vielen Stationen.



Wir packten also wieder unsere Sachen und zogen denselben Weg in Schnee und Eis zurück.

Auf einem Feld sahen wir zerstörte Panzer und ausgebrannte Kraftfahrzeuge. Auch waren die gefallenen Soldaten noch nicht geborgen. Sie lagen da, wo sie getötet worden waren. Der Anblick der Toten war schrecklich. Einige der toten Soldaten lagen halb verbrannt auf den Panzern. Auch die sichtbaren Verwundungen der Menschen konnte man nur mit Grausen betrachten.

Auf der Straße, die wir zogen, lag eine Leiche, die in Schnee und Eis mehrfach überfahren worden war. Und die Flüchtlinge zogen einfach darüber hinweg. Später lagen am Straßenrand auch Zivilisten. Die Leichen waren mit Decken zugedeckt. Einige lagen sogar ohne jede Bedeckung da. Ein Bild war besonders traurig anzusehen: Da lag vermutlich eine Mutter, die ihr kleines Kind noch im Tod in den Armen hielt.



Zerstörter deutscher Panzer

Die Flucht verlief nun ebenso wie die anderen. Wir lebten von dem, was der junge Russe uns gegeben hatte, Zwieback und Zucker. Die Kälte machte uns sehr zu schaffen. Besonders mein Bruder und ich hatten viel zu leiden, da wir kein festes Schuhwerk hatten. Beide hatten wir Frostbeulen an den Zehen, die furchtbar schmerzten, wenn die Füße abends warm wurden. Große Wegstrecken konnten wir nicht laufen. Die kleinste Schwester musste oft getragen werden. Das Gepäck hatten wir zum Teil in 2 Kinderwagen verstaut, die Kleinsten saßen oben auf. Auch die Quartiersuche war die gleiche wie zuvor. Oft übernachteten wir mehrfach im selben Quartier, um uns etwas zu erholen oder die Wunden zu pflegen. Doch immer wieder wurden wir von der russischen Begleitung aufgescheucht und mussten weiterziehen.

Dann kamen aber auch Tage und Wochen, in denen wir eine feste Bleibe

hatten. In einem Dorf konnten wir uns sogar Schuhe und Verbandszeug für die Wunden besorgen. An zwei „Wandertagen“ hatte unsere zweitjüngste Schwester Anita starkes Fieber und weinte viel. Sie wurde deshalb oft getragen. Abends fanden wir in einem Dorf eine von deutschen Besitzern verlassene Wohnung. Eine Krankenschwester stellte fest, dass Anita an Typhus erkrankt war. Wir konnten ungehindert mit dem Kind bleiben, bis es wieder gesund war.

Leider waren hier auch viele Soldaten und Zivilisten unterwegs, die die Mädchen und Frauen vergewaltigten. Jeden Abend kamen diese Männer, klopfen an die Türen und riefen: „Madga, komm nur einen Moment“.

Der nachfolgende Text schildert diese Verbrechen genauer. Die Leser sollten sich wappnen, wenn sie das lesen.

Einige Soldaten waren besonders brutal, brachen die Türen auf und vergewaltigten die Frauen und Mädchen im Beisein ihrer Familien. Diese Furcht hatten die Frauen mehrere Wochen zu erleiden. Viele dieser Übergriffe waren aber noch gewalttätiger. Die Russen kamen mit vorgehaltener MP in die Wohnungen gestürmt, schrien laut und suchten sich ein Opfer aus. Wenn sich das Opfer wehrte, wurde es geschlagen. Die Russen entkleideten das Opfer und vergewaltigten es.

Eine Drohung unter vielen, die schreienden Angehörigen zum Schweigen zu bringen, war das Drohen mit einer Eierhandgranate. Der Täter hielt die Granate am ausgestreckten Arm in das Zimmer und sagten: „Wenn nicht ruhig, ich Bombe nehmen und bum, alles kaputt“. Oder der Täter drohte, ein kleines Kind zu vergewaltigen, etwa die kleine Schwester des ausgesuchten Opfers. Oft kamen sie zu dritt oder viert. Einer hielt die Bedrohung aufrecht, während die anderen die Frauen vergewaltigten. Die Angst der Frauen war so groß, dass sich einige Frauen einnässten oder ohnmächtig wurden. Das geschah vor den Augen der Familien. Später



111 Jahre Siedlung Vondern

suchten sich die Russen ihre Opfer einzeln heraus und gingen mit ihnen fort. Manche der Mädchen und Frauen kamen erst Stunden später heim. Ihr Zustand war zum Erbarmen.

Im Laufe der Zeit wurden Vergewaltigungen verboten. Die russischen Offiziere achteten streng darauf, dass sich ihre Mannschaften daran hielten. Die Vergewaltigungen waren so offensichtlich, dass wir Kinder sie nachspielten. Das Mädchen musste sich hinlegen und der Junge war der Vergewaltiger.

Unsere Flucht nach Osten war noch nicht das letzte Kapitel. Es ging nach einiger Zeit weiter, und zwar wieder nach Westen. Die deutschen Länder wurden den Polen zugesprochen. Und die Polen sorgten rabiati dafür, dass die deutschen Bevölkerungsgruppen, die sich auf der Flucht befanden, schnell das Land verließen.

Zum Beispiel gab es Lautsprecherdurchsagen, dass alle Deutschen innerhalb von 3 Stunden die Stadt oder das Dorf zu verlassen hätten, ansonsten werde von der Waffe Gebrauch gemacht. Und wieder waren es dieselben Qualen, die auf uns warteten. Ein großer Schreck durchfuhr die Familie, als wir merkten, dass unsere Schwester Ursula verschwunden war. Alles Suchen half nicht, Ursula blieb unauffindbar. Bis wir in einem Dorf bei einem russischen Pastor erfuhren, dass er bei einer polnischen Familie ein ähnliches Mädchen gesehen habe, das deutsch sprach. Meine Schwester und ich machten uns auf den Weg in dieses Dorf.

Dort fanden wir unsere Schwester wieder. Die polnischen Leute waren freundlich zu uns. Sie gaben uns für unseren Weg noch Proviant mit und verabschiedeten uns freundlich. Durch diesen Zwischenfall hatten wir fast 4 Tage verloren, bis der Treck für uns weiterging.

Wir kamen zurück bis Zielenzig, hier hatten wir in einem Haus Ruhe gefunden. Der Weg dorthin war etwas leichter. Die Straßen waren eisfrei und das Wetter war milder.



Jetzt tauten die toten Tiere auf und verbreiteten einen furchtbaren Gestank.

Hier in Zielenzig brachte meine Mutter am 20. April 1945 ihr Kind zur Welt. Für uns Kinder war es eine schreckliche Situation, die Mutter im Nebenzimmer so laut leiden zu hören. Unser Bruder hieß Werner. Es war sehr schwierig, für den Säugling etwas zu essen zu finden. Durch die karge Kost, die wir nur hatten, war meine Mutter nicht in der Lage, Werner ausreichend zu stillen. Erst später erhielten wir einen Gutschein, mit dem wir $\frac{1}{2}$ Liter Milch beim Bauern abholen konnten. Einige von uns Kindern mussten die Milch am frühen Morgen dort holen. Kam man zu spät, war die Milch weg.

Doch auch der Aufenthalt in Zielenzig währte nicht lange. Nun ging es weiter über eine Notbrücke über die Oder nach Deutschland. Hier war es leichter für uns. Das DRK kümmerte sich hier schon um die Flüchtlinge. Es gab Essen aus der Gulaschkanne, sowie Nahrung für das Baby und bei Bedarf richtige Kleidung. So zogen wir durch das zerstörte Berlin bis nach Oebisfelde.

Berlin war ein großer Trümmerhaufen. Kein Haus war mehr heil. Die Straßen waren aber von den Schuttmassen geräumt und konnten zweiseitig befahren werden.

Das Städtchen Oebisfelde war Grenzstadt zwischen den beiden deutschen Teilen und das Ziel vieler Flüchtlinge. In Oebisfelde kamen wir in einem Theatersaal unter, der über einer Fleischerei lag. Hier bekamen wir Kinder oft ein Stück Wurst und immer die Wurstbrühe zu trinken. Es gab auch schon Gutscheine für Brot und andere Lebensmittel.

Für unseren Bruder Werner kam diese Hilfe leider zu spät. Er starb im Juni 1945 an den Folgen der Unternahrung.

In Oebisfelde warteten viele Flüchtlinge auf eine Gelegenheit, über die schon markierte Grenze nach Westen zu kommen. Ein Passierschein war schwer zu bekommen, und so gingen viele Flüchtlinge einzeln bei Nacht über die grüne Grenze. Für eine Familie war dieser Weg nicht zu schaffen, denn man musste schnell über die mit Heuballen markierte Grenze. Das war mit kleinen Kindern unmöglich.

Doch für uns ergab sich eine andere Möglichkeit. Fast täglich fuhr ein Zug von Westen nach Berlin, um die geteilte Stadt mit Lebensmitteln zu versorgen. Die Rückfahrt machte der Zug dann mit leeren Waggons.



Der Marsch durch das zerstörte Berlin dauerte mehrere Stunden.



Wir hatten im Oktober 1945 das Glück, in einem Waggon Plätze für die ganze Familie zu bekommen.

Bei Absprache und Bestechung waren einige Lokführer dazu bereit, schon vor dem Bahnhof Oebisfelde für eine kurze Zeit zu halten. Dort konnten dann die Flüchtlinge, die Bescheid hatten, einsteigen. Bevor der Zug weiterfuhr, wurde der Waggon verplombt. Bei Kontrollen am Grenzübergang durfte der Kontrolleur den Waggon, der das amerikanische Siegel trug, nicht öffnen.

In der britischen Besatzungszone kamen wir in das Durchgangslager Friedland. Hier wurden wir entlaust und mit anderer Kleidung versorgt. Nach Überprüfung unseres Fluchtzieles durften wir schon wenige Tage später die Heimreise nach Osterfeld antreten.

Als der Zug in Oberhausen hielt, weinte meine Mutter und gab jedem von

uns einen Kuss. Mit der Straßenbahn Linie 2 fuhren wir bis zum Kanal. Dort waren die Brücken gesprengt. Eine Fähre, die an einem gespannten Seil betrieben wurde, brachte uns auf die Osterfelder Seite. Nun waren es nur noch wenige Schritte bis zu unserem Stadtteil Vondern. Jetzt taten uns die Blasen und Frostbeulen an den Füßen nicht mehr weh. Als die rote Baracke, von der aus die schmerzreiche Reise begann, zu sehen war, liefen die Geschwister freudig voraus. Doch in der Baracke wartete eine traurige Überraschung auf uns. Mein Onkel Karl, Mutters Bruder, war in unsere Baracke eingezogen, weil seine Wohnung in Sterkrade auch bombengeschädigt war. Er wollte die Wohnung in der Baracke nicht frei machen. So wurden wir für einige Tage auf Freunde und Verwandte in Vondern verteilt, bis der Onkel vom Wohnungsamt gezwungen wurde, auszuziehen. Im Oktober 1945, fast ein ganzes Jahr nach unserem Aufbruch, begannen wir ein neues Leben in „unserer“ Vonderner Baracke.

Franz Wienisch



Die Brücken der Osterfelder Straße waren gesprengt – nur mit einer Fähre konnte der Kanal überwunden werden.



Diese Familiengeschichte ist nur ein Beispiel von vielen für oftmals durchlebtes Leid durch Krieg, Vertreibung und Flucht.

Es sind „Gänsehautmomente zum Frommwerden“.



Vondern und die Nahversorger Brinkmann und Smodis

Wie die Gesellschaft in Vondern wirklich tickte

Bäckerei Brinkmann

Bevor die Siedlung Vondern im Rahmen der Internationalen Bauausstellung Emscherpark in neuem Glanz erstrahlte, hatten sich schon Veränderungen angekündigt, die sich auf das nachbarschaftliche, stets rege Miteinander der Siedler auswirkten. U.a. wurde die Siedlung seit 1936 durch regelmäßig aus eigener Kraft gestaltete Karnevalsumzüge belebt; und seit den 1980er Jahren machten Ritterfeste den Ortsteil im Umfeld der Burg Vondern attraktiver – um nur einiges zu nennen. Nicht wegzudenken waren seit den Nachkriegsjahren fahrende Händler, die die Vonderner mit dem Notwendigsten versorgten. Neben Ernst Reckert mit Schellfisch, Kabeljau und grünen Heringen oder den Eheleuten Heister, die mit Kappes und Salat vielen noch in guter Erinnerung sind, sind hier vor allem auch Brinkmann und Smodis zu nennen.

Als jüngster Sohn des Landwirtes Heinrich Brinkmann wurde am 13.03.1882 Franz Brinkmann in Bottrop geboren. Seine Bäckerlehre absolvierte er in Altenessen bei den Eltern des Rechtsanwaltes Eicker, früher Marktstraße heute Gildenstraße. Berufserfahrung sammelte er bei seinem Bruder Franz, der auf dem Rothenbusch eine Bäckerei betrieb. Hier lernte er auch seine Frau kennen, mit der er im Mai 1911 an der Arminstraße 4 eine eigene Bäckerei eröffnete und sich so auf eigene Füße stellte. Unternehmerisch zeigten die Brinkmänner Mut – selbst in schweren Zeiten.



Familie Brinkmann in Ägypten

Die Brüder waren mit dabei, als Franz Brinkmann 1928 sich in seinen besten Jahren auf Weltreise begab, die ihn über sechs Monate in fremde Länder führte – bis hin u.a. auch zu den Pyramiden in Ägypten. Sein Hobby war jedoch der große Garten zu Hause neben der Bäckerei in der Arminstraße. Aus der Ehe gingen 12 Kinder hervor. Als der Krieg ausbrach und seine beiden Söhne eingezogen wurden, musste er selbst wieder an den Backtrog. Mit seiner Frau versorgte er die Kundschaft aus Vondern und Osterfeld. Die Töchter waren dagegen bei Wind und Wetter mit Pferd und Wagen zu den Kunden unterwegs.

Nach dem Krieg ging es mit der Gesundheit der beiden Eheleute abwärts. 1947 starb die Ehefrau, er folgte 1949. Der älteste Sohn Johannes, besser als „Hennes“ bekannt, übernahm die Bäckerei. Er heiratete Paula Steinhaus vom Haus Hove in Vonderort. Sohn Franz-Josef wurde geboren. Johannes verstarb im Jahr 1983, und seit dieser Zeit führte Franz-Josef, später zusammen mit seiner Frau Gaby, den Betrieb. Franz-Josef war erst 22 Jahre alt, als er 1967 die Meisterprüfung für das Bäcker- und Konditorenhandwerk ablegte.



Franz-Josef erhält seinen Meisterbrief

Aber von Pferd und Wagen war schon lange nicht mehr die Rede, als 2016 der Laden geschlossen werden musste. Auch Franz-Josef vermittelte mit seinen Waren den zufriedenen und meist über die Jahre treuen Kunden die Überzeugung, dass Backen mehr ist, als einen Teig in den Ofen zu schieben, und dass

seine Torten das Ergebnis handwerklicher Kunst waren.

Das Alter und gesundheitliche Einschränkungen zwangen ihn, sich von dieser Leidenschaft zu verabschieden. Auch das Problem, Auszubildende oder Nachfolger zu finden, ging am Betrieb nicht vorbei.

Bleibt noch als Geschichte festzuhalten, dass Hennes Brinkmann, der Vater von Franz-Josef, keinen Führerschein für das damals angeschaffte Backwarenauto besaß. Der Wagen wurde von seiner ersten Kraft und Verwandten Anni Ahlemeyer gefahren. Die „verlor sich“ aber auch schon mal bei der Kundschaft in Vondern zum längeren Kaffeeklatsch. Somit blieb Hennes nichts anderes übrig, als den Wagen zu schieben. Lenken durften wir Kinder aus der Siedlung. Das war für uns der größte Spaß. Dafür ließen wir den Fußball liegen und verzichteten oft sogar auf die frische „Stulle mit Rübenkraut“!



Der 1. Auslieferungswagen

Dieses Geschäft der Kundennähe vor Ort hat natürlich auch Franz-Josef weiter betrieben. Täglich fuhr er die Backwaren in das angrenzende Vondern, das benachbarte Dellwig, nach Osterfeld Mitte und Rothebusch und belieferte seine Wiederverkäufer in ganz Oberhausen – ein Service, den es leider heute nach Schließung des Geschäftes auch nicht mehr gibt. Für Franz-Josef persönlich war es damals auch vorteilhaft und unterhaltsam, stets gut unterrichtet zu sein und auch seine Schalkeleidenschaft bei den Kunden ungeschminkt weitergeben zu können.



Mit Pferd und Kutsche zu seinen Kunden unterwegs

Lebensmittel Feinkost Werner Smodis

Unter der Firmierung „Fahrender Laden – hilft Zeit sparen“ gründete sich 1911 die Firma Matthäus Smodis. Matthäus Smodis war als Molkekereiproduktenhändler ab 6.00 Uhr morgens mit Pferd und Wagen unterwegs zu seinen Kunden im Bezirk Vondern. In Vondern hieß es immer: „Der Milchbauer kommt!“



Matthäus Smodis

Als Matthäus Smodis 1933 verstarb, wurde das Geschäft 1934 von Eduard Smodis übernommen. 1948 wurde der erste geschlossene Verkaufswagen angeschafft, denn es mussten zu dieser Zeit rund 620 Familien im Bezirk Vondern – östlich und westlich der Burg Vondern, ohne Teutstraße – versorgt werden. 1952 investierte Eduard Smodis in einen motorisierten Verkaufswagen und fuhr so im Sommer seine Waren „eisgekühlt“ durch die Siedlungsstraßen.



1952 – der 1. motorisierte Verkaufswagen

Ede, wie man ihn auch nannte, hatte natürlich im Winter auch für sich gewisse Vorteile, denn die Finger konnten in dem temperierten Wagen besser das Geld zählen oder den Bleistift für den „Kuckikauf“ führen. Wie es oft bei den Kumpeln üblich war, gekauft wurde immer, bezahlt nicht immer, sondern erst bei „Abschlag oder Restlohn“. Das wusste auch Ede, und so ist er mit den Menschen immer auch gut zurechtgekommen.



1966 – der 1. Selbstbedienungswagen

Im Jahre 1966 gab es eine weitere Umstellung. Der erste Selbstbedienungswagen wurde angeschafft. Der Kunde konnte im Wagen bedient werden. Doch 1973 zog sich Ede

aus dem Verkaufsgeschäft zurück und überließ seinem jüngsten Sohn Werner den Handel. Werner modernisierte weiter und schaffte sich 1975 einen eigens angefertigten SB-Wagen mit einer Verkaufsfläche von 14 qm an. Er vergrößerte das Warenangebot für die immer älter werdenden Kunden. Diese dankten es ihm durch ihre Treue zum Geschäft, denn inzwischen hatte der Konsum geschlossen, und die anderen fahrenden Händler wurden längst nicht mehr in Vondern gesichtet. Werner Smodis verwöhnte seine Kunden, denn er war für viele auch das „Soziale Gewissen“.



1975 – der neue SB-Wagen mit 14qm Verkaufsfläche

Er besorgte Dinge, die eigentlich nicht zu seinem Sortiment gehörten. Die Kunden kannten Werner, Werner die Kunden. Es war übrigens ein reiner Familienbetrieb, der mit drei Personen die fast tausend Artikel bereithielt. Heute spricht Werner Smodis nicht von Arbeitszeit, sondern von „Einsatzzeit“, die oft 70 Stunden in der Woche betrug. Obst, Gemüse, Nahrungsmittel, Wurstwaren, Tiefkühlkost, Feinkost, Backwaren, Getränke, ja sogar Wasch- und Putzmittel waren an „Bord“.

Heute stellen wir fest: Werner Smodis ist treu und brav von montags bis samstags von Haus zu Haus durch Vondern gefahren und versorgte in einer einmaligen Art und Weise seine Kundschaft von 1 bis 95 Jahren. Er war für die Hausfrauen der Liebling des Reviers. Am 31. November 2007 drehte er nach 48 Berufsjahren die letzte Runde in Vondern.

Und sollte noch jemand eine alte Rechnung nicht bezahlt haben: Am 15. Oktober 2017 ist Gelegenheit dazu. Werner Smodis wird sicherlich zum Vondern-Jubiläum anwesend sein, jetzt um sich verwöhnen zu lassen.

Walter Paßgang



Bekannte Söhne der Siedlung Vondern

Werner Twardy – ein Leben mit Fernsehstars und Schlagersängern

Woran denken Sie bei Roy Black und Chris Roberts? Sicherlich an: „Schön ist es auf der Welt zu sein“ mit Anita (1971), „Dein schönstes Geschenk“ (1969) oder „Ich bin verliebt in die Liebe“ (1971), aber nicht an Werner Twardy, einen Vonderner Jungen! Aber Werner Twardy zählte zu den weniger bekannten Künstlern aus Oberhausen. Doch bei Wikipedia ist nachzulesen: Werner Twardy war ein deutscher Komponist, Arrangeur, Pianist, Organist, Dirigent und Musikproduzent und trat auch unter den Pseudonymen Daddy Monrou, T. W. Ardy und Dicky Gray in Erscheinung. Wegen seines „schneeweißen Cäsarenkopfs“ und seiner großen Statur wurde er insbesondere von Roy Black, aber auch allgemein in der Showbranche als „Weißer Riese“ bezeichnet.



Werner Twardy

Werner Twardy war zeitlebens der Mann im Hintergrund. So begleitete er z.B. Roy Black bis 1973 auf all seinen Tourneen als Orchesterleiter. Zwischen 1969 und 1972 war Twardy auch für die Musik zu einigen Filmen verantwortlich, in denen populäre Schlagersänger mitwirkten:



Werner Twardy bei einer Feier der Familie Kowalski mit Ursel Urbancsok, geb. Kowalski, und Roy Black.

„Wenn mein Schätzchen auf die Pauke haut.“, BR Deutschland 1971, ein Spielfilm mit Roy Black, Uschi Glas, Theo Lingen, Peter Weck u.a.

In diesem Jahr begehen wir den 40. Todestag von Werner Twardy. Zeitzeugen wissen noch zu berichten: Er hatte keine Berührungsängste, weder beruflich noch privat. Seine Eltern wohnten an der Breilstraße 15 in den Steigerhäusern der Siedlung Vondern. Hier wuchs Werner Twardy auf, und wenn er im späteren Alter dann einmal bei Großholdermann Station machte, gab es immer auch ein reales Déjà-vu-Erlebnis, ob mit Gus Bacchus, Roy Black oder Bill Ramsey. Dann trafen für die Vonderner immer Musik und Humor aufeinander.

Geboren wurde Werner am 28. Dezember 1926 als Sohn des auf der Schachanlage Jacobi beschäftigten Schießsteigers Lorenz Twardy und dessen Ehefrau Elisabeth. Zunächst studierte er an der Folkwangschule in Essen Harmonie- und Kompositionslehre und wirkte als Jazz-Pianist, vor allem in amerikanischen Offizierscasinos. Er war Mitglied einer kleineren Formation, u.a. des Saxophonisten Max Greger. Es gab erste Plattenaufnahmen. Nach einem kur-



zen Engagement bei Fred Spannuth führte ihn 1950 ein Rundfunkengagement nach Hamburg, wo er bis 1952 am NDR u.a. mit Bert Kaempfert und dem Orchesterleiter und Sänger Hans Köpke arbeitete und nebenbei an der Heinrich Schenker-Akademie bei Felix-Eberhard von Cube studierte. Ende 1952 erhielt Twardy dann ein Engagement als Pianist im Orchester von Kurt Edelhagen beim SWF in Baden-Baden. Mit Edelhagen kam es zu weiteren Plattenaufnahmen. Er schrieb Arrangements auch für Adalbert Luczkowski, Franz Thon und Alfred Hause. Wer von den Älteren erinnert sich nicht noch...?

1957 schloss sich Twardy dem Wechsel Edelhagens zum WDR nach Köln an, wo er noch gelegentlich für das Edelhagen-Orchester als Arrangeur tätig war. Ab 1953 bis einschließlich 1960 war er Mitglied des Kleinen Tanz- und Unterhaltungsorchesters des WDR. Seit Ende der 1950er-Jahre leitete Twardy auch sein eigenes Studio- und Begleitorchester, mit dem er zahlreiche Titel, u.a. für die Plattenlabels Heliodor, Polydor, Vogue und Electrola, aufnahm und Arrangements, u.a. für Peter Alexander und Bill Ramsey, schrieb. Mit seiner Einspielung des von Stan Jones kompo-



nierten Titels „Geisterreiter“ (Riders in the Sky/Columbia) erreichte er am 6. Mai 1961 mit seinem Orchester Platz 21 der deutschen Singlecharts. In dieser Zeit trat er auch mehrmals selbst als Musikproduzent in Erscheinung und war in der Nachwuchsförderung aktiv. Mit seinem von Maggie Mae interpretierten Titel „Applaus für ein total verrücktes Haus“ erzielte er 1976 den dritten Platz beim deutschen Vorentscheid des Eurovision Song Contest.

Zuletzt war er als musikalischer Leiter für die ZDF-Sendungen „Musik ist Trumpf“ mit Peter Frankenfeld und „Spiel mir eine alte Melodie“ mit Lou van Burg tätig. Seinen letzten Fernsehauftritt hatte Twardy als Orchesterleiter der Sendung „Musik ist Trumpf“ am 27. November 1976 in Berlin. Twardy verstarb im Alter von nur 50 Jahren am 16. Januar 1977 in Kleineichen bei Köln. Heute im Jubiläumsjahr der Siedlung Vondern erinnern wir uns an ihn.

Ich habe noch eine Geschichte von Hans Gonska für Sie:

An der Theke von Großholdermann - Hans Gonska trifft Werner Twardy.

„Ich hatte meinen Eltern versprochen, sie auf der Rückfahrt von einem Auftritt im Mülheimer Handelshof bei Großholdermann abzuholen. Ich spielte damals (1955) in einem Mundharmonika Trio „Die Drei Chromonics“.

Als ich eintraf, war die Bude bei Großholdermann rappellvoll (Menschen und Zigarettenrauch). Es war mal wieder ein Fest der „Taubenvaters“. Wie vermutet, fand ich meinen Vater an der Theke im Gespräch mit einem körperlich sehr großen Herrn. Beim Näherkommen hörte ich schon die Belobigungen meines Vaters über meine musikalischen Fähigkeiten. Wir stellten uns einander vor, und ich war nicht wenig erstaunt, auf einmal mit Werner Twardy im Gespräch zu sein. Bekleidet war ich noch mit meinem schwarzen Auftrittsanzug: weißes Hemd und schmale schwarze Fliege. Twardy betrachtete mich von oben bis unten und sagte dann: „Wo

kommst du denn jetzt her?“ Schon waren wir bei dem Thema Musik. „Was spielst du denn?“ Meine Antwort: „Mundharmonika in einem Trio, im Orchester und als Solist.“ Auf Werners Gesicht zeigte sich ein leichtes Lächeln. Als er dann hörte, dass wir den „Csardas Nr.1“ von Montie, den „Säbeltanz“ sowie „Amorada“ und noch einige schwierige Stücke spielten und ich am 24. Mai 1956 in Rheydt bei den Bezirksmeisterschaften als Solist mit den „Ungarischen Tänzen Nr.5 und 6“ von Brahms den 1. Preis gewonnen hatte, wurde er sehr aufmerksam. „Das will ich hören“, sagte er.

Wir verabredeten uns für den nächsten Tag bei seinen Eltern in den Steigerhäusern in der Breilstraße. Ich spielte vor, und er war beeindruckt. Zu der Zeit hatte die Fa. Hohner eine Mundharmonika mit Tasten auf den Markt gebracht: Die „Harmonetta“. Für dieses Instrument schrieb Werner Twardy mir einige Musikstücke u.a. den „Bye Bye Blues“ und „Schwarze Augen“.

Mit diesen Musikstücken bin ich dann des Öfteren im Gefolge des „Drögen Pitt“, Heribert Pauli, z.B. im Werksgasthaus der HOAG als Solist aufgetreten. Wenn ich von den Proben bei Werner Twardy wegfuhr, war er immer draußen und sagte: „Hänsken, ich will einen anständigen Start sehen!“ Mein alter DKW mit Rolldach, 36 PS und 3 Gängen zeigte sich von der besten Seite. Von Werners Elternhaus bis zur Kurve Großholdermann waren es ca. 100m, bis dahin hatte ich den 2. Gang drin und ging mit Vollgas in die Kurve, sodass das Heck wedelte – und weg war ich.

Werner Twardy spielte schon 1952 als Pianist im Orchester Kurt Edelhagen, arrangierte und komponierte für Adalbert Luczkowski und schrieb für Roy Black, Margot Eskens und Bill Ramsey Hits mit großem Erfolg. Werner Twardy zog dann 1958 mit seiner Frau Anneli nach Kleineichen bei Köln, wo wir ihn noch einmal besuchten. Für mich war Werner Twardy ein begnadeter Pianist, Orchesterleiter, Komponist und Arrangeur.“

Hans Siemensmeyer - Ikone und kritischer Begleiter im Fußball

Brüderpaare im Fußball sind selten. Das bekannteste Paar stellt wohl die Familie Walter: Fritz und Otmar Walter. Doch bei RWO gab es sie auch: Georg und Harry Palm, Willy und Hans Jürissen, Friedel und Kalli Feldkamp, Heinz und Hans Siemensmeyer, Friedhelm und Lothar Kobluhn.

Die Brüder Hans (Hansi) und Heinz Siemensmeyer wohnten mit ihrer Familie im Haus Arminstraße 33 in der Siedlung Vondern. Beide waren begnadete Fußballspieler und ständig auf der Platzanlage des Spielvereins Osterfeld 06 an der Emscher zu finden. Heinz war schon frühzeitig zu RWO gewechselt und erhielt in der Saison 1960/61 brüderliche Hilfe von Hansi. Mit 19 Jahren wechselte er zur Landwehr und übertraf als Vollblutstürmer im ersten Jahr mit 27 Einsätzen und 7 Toren gleich seinen Bruder Heinz, der zu 12 Einsätzen kam.



Heinz Siemensmeyer

Hans hatte während seiner sportlichen Laufbahn einige Angebote. Und wenn ihm heute noch etwas leid tut, dann ist das die mündliche Zusage an den BV Osterfeld, 1960 zur Mergelstraße zu wechseln. Doch als abends der Präsident des SC Rot-Weiß Oberhausen, Peter Maaßen, anrief, wurde Hansi weich und unterschrieb einen Vertrag. Der gelernte Elektriker wechselte also nicht an die Mergelstraße, sondern als Halbstürmer an die Landwehr zu seinem Bruder. Heute behauptet Hans von sich:



111 Jahre Siedlung Vondern



Hans Siemensmeyer während seiner Zeit bei RWO (im dunklen Trikot, kniend)

„Es gab in Vondern und Osterfeld bessere Fußballer als mich. Ich habe aber mit Ehrgeiz trainiert, während andere feiern gingen!“ Sein fußballerisches Können erlernte er ab seinem achten Lebensjahr auf den Straßen in Vondern, auf dem so bezeichneten „Sandberg“, auf dem auch die Erzvorräte der Hüttenwerk Oberhausen (HOAG) lagerten und auf der Vereinsanlage des Spielvereins Osterfeld an der Emscher. Hans spielte in den Jahren 1960 bis 1963 in der Oberliga West und von 1963 bis 1965 in der Regionalliga West (damals 2. Liga).

1965 wechselte er in die Fußballbundesliga zu Hannover 96, wo er bis zu deren Abstieg aus der Bundesliga 1974 spielte. Er beendete zum Saisonende 1973/74 seine Profikarriere und trat zum 1. Januar 1974 eine Halbtagsstelle als Angestellter bei den Stadtwerken Hannover an. In Hannover erlebte er die Glanzzeiten seiner sportlichen Karriere. Er war Kopf und Seele der Mannschaft; und so wurde er auch zu seinem 75. Geburtstag als „Mister 96“ und Rekordtorschütze von Hannover 96 öffentlich gefeiert:

bei 278 Bundesligaeinsätzen schoss er 72 Tore – so viele wie kein anderer in der Vereinshistorie. Michael Richter schrieb im Kicker: „Unvergessen neben vielen Highlights bleibt etwa die Last-Minute-Rettung am letzten Spieltag im Juni 1973, als 96 dank eines 4:0-Sieges in Wuppertal, bei dem auch er traf, im Fernduell am großen niedersächsischen Rivalen Eintracht Braunschweig vorbei zog und die Klasse hielt. Siemensmeyer sagte später in einem Klub-TV-Interview: „Das grenzte an ein Wunder. Wir hatten am Tag zuvor schon unsere Zweitligaverträge unterschrieben.“

Nach einem Intermezzo als Coach des benachbarten Amateurligisten TSV Havelse kehrte der Ex-Spieler zu Hannover 96 zurück, in der Spielzeit 1988/89 sogar für 14 Spiele als Trainer der Bundesligamannschaft, nachdem er schon in der Vorsaison zweimal als Vertreter eingesprungen war.

Die Zeit als Nationalspieler

Im Jahr 1967 trat Hans Siemensmeyer als Mittelfeldspieler dreimal

für die deutsche Fußballnationalmannschaft an und schoss dabei zwei Tore. Ein Doppelpack gelang ihm gleich bei seinem Debüt beim 5:1-Sieg gegen Frankreich. Es folgten noch zwei Einsätze in Hamburg gegen Jugoslawien (3:1 in der EM-Qualifikation) und in Bukarest gegen Rumänien (0:1) jeweils ohne Torerfolg. Er spielte in einer Mannschaft mit den Weltstars Sepp Maier, Franz Beckenbauer, Wolfgang Overath, Reinhard Libuda, Uwe Seeler und Gerd Müller.



Hans Siemensmeyer

Als Ehrung für seine Verdienste als Spieler und Torschütze bei Hannover vertrat Siemensmeyer den Austragungsort Hannover als offizieller Botschafter des Organisationskomitees der Fußballweltmeisterschaft 2006. Der Ex-Nationalspieler war damit eine der 12 ehrenamtlichen Sportgrößen, die ihre Stadt bei Werbeveranstaltungen für die Weltmeisterschaft repräsentierten.

Walter Paßgang



Bild 1+2: Hans Siemensmeyer als Nationalspieler im Zusammenspiel mit Franz Beckenbauer; 3. Bild: während seiner Zeit bei RWO



Die Siedlung Vondern

Im Jahre 1905 beschäftigte die Zeche Vondern 1300 Mitarbeiter, die bis zum Jahresende 275.000 t Kohle an das Tageslicht brachten.

Damit war aber die junge Schachtanlage – sie ging erst 1903 in Betrieb – noch lange nicht ausgelastet.

Die GHH suchte und fand die zur Fördersteigerung erforderlichen Bergleute meist in den preußischen Ostgebieten, die zusätzlichen Aufsichtspersonen kamen weiterhin aus dem Ruhrrevier und dem Aachener Raum.



Zeche Vondern 1903 Postkarte: Sammlung Heinrich Ströver

Die neuen Mitarbeiter brauchten natürlich auch Wohnungen. Den zwischen der Schloßstraße und der Bruchstraße (heute Arminstraße) gelegenen Baugrund für eine neue „Arbeiter- und Beamtenkolonie“ erwarb die Gesellschaft in Erbpacht von Graf Droste zu Vischering von Nesselrode-Reichenstein.

Wie wir in der Kolonie Stemmersberg gesehen haben, verließen die Werks-Architekten seit 1905 bei der Planung der Arbeiterhäuser, dem Zeitgeist entsprechend, den zwar eintönigen aber zweckmäßigen Kreuzgrundriß. Sie griffen den aus England kommenden Gartenstadtgedanken auf und führten in Vondern erstmalig eine Straße – die Glückaufstraße – und die von ihr ausgehenden Verbindungen zur Schloßstraße und zur heutigen Arminstraße nicht gradlinig sondern geschwungen durch die Kolonie.

Neben der Auflockerung des Straßenbildes durch Vorgärten und Bäume richteten die Baumeister ihr Augenmerk verstärkt auf die Variation der verputzten Fassaden und Dachstühle,

wobei sie sich hier auf wenige Haustypen beschränkten. Die Wohnungen in den eineinhalbstöckigen Zwei- und Vierfamilienhäusern hatten separate Eingänge, drei oder vier Zimmer und in einem Anbau Stall und Toilette, die die Bewohner innerhalb des Hauses erreichen konnten.

Weil die Gemeinde auch die Verbindungsstraßen „Glückaufstraße“ nannte, sprach der Volksmund sehr früh von der „Glück-auf-Siedlung“, die offizielle Bezeichnung war allerdings zunächst „Kolonie Vonderbruch“. Erst in den 1920er Jahren setzte sich der heute gebräuchliche Name durch. Der neue Ortsteil entstand zwischen 1906 und 1914.

In sechs Bauabschnitten errichtete die GHH an der Arminstraße, Schloßstraße, Glückaufstraße, Breilstraße und

Wiesenstraße 83 Häuser mit 279 Wohnungen, eine Konsumfiliale mit Beamtenkasino und einen Kindergarten.

Die Burg Vondern mit ihren umliegenden Ländereien teilte die Kolonie: westlich wohnten die Arbeiter, die Häuser auf der östlichen Seite waren den „Zechenbeamten“, also den Steigern, Fahrsteigern und dem Betriebsführer, vorbehalten.

Den am 25.05.1906 eingereichten ersten Bauantrag für 29 Häuser mit 106 Wohnungen, für den der Architekt Schwarz verantwortlich zeichnete, leitete Amtmann Langweg an den Landrat in Recklinghausen weiter mit der Bemerkung: „Die Häuser sollen außerhalb einer im Zusammenhang gebauten Ortschaft, für die ein Bauungsplan nicht besteht, errichtet werden. Also ist eine Ansiedlungsgenehmigung erforderlich.“ In der Ansiedlungsgenehmigung setzte der zuständige Kreis Ausschuß die Höhe der Zahlungen fest, die der Antragsteller für den Ausbau der Infrastruktur so-

wohl an die Kommune, als auch die beiden kirchlichen Gemeinden leisten mußte.

Da die Zeit wegen der Wohnungsnot wieder einmal drängte, ließ der Bauherr den ersten Spatenstich ausführen, obgleich noch keine schriftliche Erlaubnis vorlag. Der Amtmann ahndete diesen Verstoß nicht, deshalb konnten 106 Familien schon im November ihr Heim beziehen.



Kolonie Vondern 1912

Als die Gutehoffnungshütte die bereits aus 150 Wohnungen bestehende Siedlung 1911 nochmals um 50 Einheiten erweitern wollte, verlangte der Landrat die kostenlose Bereitstellung einer standesgemäßen Wohnung für einen Polizeibeamten.

Nach dem Bergarbeiterstreik von 1905 hielten es die Behörden nämlich für erforderlich, in jeder größeren Kolonie einen Polizisten zu stationieren, der auch dort wohnte.

Die GHH erfüllte diese Auflage ein Jahr später und reservierte für die Gemeinde „in einem Beamtenwohnhaus für vier Familien an der Glückaufstraße“ eine Wohnung. Entgegen den Gepflogenheiten setzte die Genehmigungsbehörde für diesen Neubau die gleichen Abgaben an die Gemeinde wie für ein „Arbeiterhaus“ fest und begründete die Entscheidung so:

„... Dieselbe Festsetzung wurde auch getroffen für 3 Wohnungen des als Beamtenwohnhaus bezeichneten Vierfamilienhauses, da dieses seiner ganzen Einrichtung nach, besonders was die vorgesehenen Zimmer anbetrifft, die Annahme begründet erscheinen läßt, daß es nur von sogenannten kleinen Beamten (Meistern pp.) bewohnt werden wird, die den Arbeitern wirtschaft-



111 Jahre Siedlung Vondern

lich nahezu gleichstehen und somit nicht durch erhöhte Steuerleistungen die durch sie verursachten Aufwendungen decken.“

Insgesamt hat der Bauherr für jede Wohnung durchschnittlich 265 Mark Ansiedlungsgebühren an das Amt Osterfeld sowie an die katholische und die evangelische Kirchengemeinde abgeführt.

Im Sommer 1912 bezog der Polizei-Sergeant Wilhelm Meyer-Drever zunächst das Haus Glückaufstraße 14, wechselte dann aber im November in den fertiggestellten Neubau Glückaufstraße 18.



Polizei-Sergeant

Der Konsum und das Kasino

In Vondern ließ die Gutehoffnungshütte erstmalig in einer Kolonie neben der Filiale des Hüttenkonsums auch ein „Beamtenkasino“ bauen. Das 1910 nach den Plänen des Architekten Stephany fertiggestellte repräsentative Gebäude an der Arminstraße (heute Hausnummer 53) beherbergte beide Einrichtungen unter einem Dach. Die „Verkaufsanstalt IV“ bot den Belegschaftsmitgliedern gegen Barzahlung nicht nur Lebensmittel aller Art, sondern auch Haushaltswaren und Arbeitskleidung zu günstigen Preisen an. Zusätzlich erhielten die Kunden am Jahresende den erwirtschafteten Überschuß als Rabatt vergütet. Bei so vielen Vorteilen direkt vor der Haustür erübrigte sich für die Frauen der Fußmarsch ins „Dorf“.



Der Konsum und das Kasino Vondern 1910
Den Beamten standen im Kasino neben der Gastronomie auch Gesellschaftsräume, ein Saal und eine Kegelbahn zur Verfügung

In einem Anbau stellte die GHH den „Beamten“ der Zeche Vondern die Räume für ein Kasino zur Verfügung. Wie auf fast allen Schachanlagen im Ruhrgebiet gab es nämlich auch auf dieser Zeche einen „Verein der technischen Grubenbeamten“. Der hatte sich unter dem Vorsitz des Betriebsführers neben der fachlichen und der allgemeinen Bildung auch die Freizeitgestaltung seiner Mitglieder auf die Fahnen geschrieben.

Vorträge über bergtechnische Themen, Dichterlesungen und Theateraufführungen füllten jeden Monat den offiziellen Abend aus. Einige sportbegeisterte Herren trafen sich zusätzlich wöchentlich auf der Kegelbahn. Je ein großes Familienfest im Sommer und im Winter bildeten die Höhepunkte des Vereinslebens. Auf diesen Veranstaltungen lernten sich auch die Damen näher kennen, die nicht in der Kolonie wohnten.

Die Vereinsmitglieder dachten offensichtlich auch außerhalb des Dienstes an ihre Arbeit, denn sie schmückten das gesamte Kasino mit bergmännischen Geräten aus, ein Raum war sogar wie eine untertägige Strecke ausgebaut. Freizeit und Beruf verbanden sich ebenfalls bei den regelmäßig angebotenen Grubenfahrten, auf denen die Teilnehmer sahen, wie ihre Nachbarn die Probleme lösten, mit denen sie selbst täglich kämpfen mussten.

Im Gegensatz zum Kasino konnte in die Gaststätte Grossholdermann an der Ecke Arminstr./Breilstr. jedermann einkehren. Allerdings trafen sich die Beamten der Zeche auch hier in einem separaten Gesellschaftsraum, denn die Angst der Bergleute, sogar in der Freizeit von ihren Steigern überwacht zu werden, war im ersten Jahrzehnt des 20. Jahrhunderts noch sehr ausgeprägt.



Gaststätte Grossholdermann, 1989

Die Teilung der Kolonie hatte übrigens dieselbe Ursache. Im Ruhrgebiet gab es damals beinahe vor jedem Zechentor eine Wirtschaft, weil es einfach dazugehörte, die gesundheitsschädlichen Wirkungen des Kohlenstaubs nach der Schicht mit einer „Steinpilskur“ zu bekämpfen.

Aus Kostengründen trank man üblicherweise jedoch anstelle von Steinhäger ein Korn zum Pils. Der Wirt hatte sich auf die Wünsche seiner Gäste nach schneller Bedienung eingestellt: Wenn die Kumpel bei ihm kurz den Heimweg unterbrachen, stand bereits für jeden „Stammkunden“ ein gefülltes Schnaps- und Pils-glas auf dem Tresen. Und dabei blieb es denn auch meistens, dafür sorgten schon die Frauen.

Das Kasino fiel im Zweiten Weltkrieg einer Fliegerbombe zum Opfer. Es wurde nicht wieder aufgebaut. 1952 entstand an seiner Stelle ein modernes Wohnhaus.

Dagegen versorgte der Hüttenkonsum die Vondernner weiterhin mit



den Dingen des täglichen Bedarfs, wenn auch ab 1953 unter neuem Namen. Bei der Entflechtung des GHH-Konzerns verlangten die Alliierten nämlich die Gründung einer neuen Gesellschaft, der „Verkaufsanstalten Oberhausen GmbH“ (VA). Die Geschichte der VA und damit der „Verkaufsanstalt IV“ endete 1984 mit dem Verkauf an die Spar AG. Später diente das umgebaute Ladenlokal ebenfalls als Wohnraum.

Die Kleinkinderschule

Die Gutehoffnungshütte feierte 1910 ihr 100jähriges Bestehen. Aus diesem Anlass bewilligten Aufsichtsrat und Vorstand des Unternehmens fast eine halbe Million Mark für den Bau von Jugendeinrichtungen in den Werksiedlungen. Der international bekannte Architekt Bruno Möhring bekam 1911 den Auftrag, u.a. für die Kolonien Vondern und Stemmersberg „Kleinkinderschulen“ zu planen.



Die Kleinkinderschule Vondern 1912

Das Projekt in Vondern wurde zuerst gebaut und so konnte das imposante Haus mitten in der Kolonie (heute Glückaufstraße 15 B) bereits im April 1912 die ersten 50 Kinder im Vorschulalter aufnehmen. Ein Facharzt untersuchte die Kinder dreimal im Jahr, um gesundheitliche Schäden frühzeitig zu erkennen.

Einige Monate vor dem Ausbruch des Ersten Weltkrieges (1914) richtete die GHH auf Wunsch der Eltern für die schulentlassenen Mädchen eine Handarbeitsschule ein. Zwei festangestellte Gewerbelehrerinnen sollten „die Schülerinnen dahin bringen, dass sie alle Näh-, Flick- und sonstigen Handarbeiten, die eine Arbeiterfrau in ihrem Haushalt zur Be-

riedigung des Bedarfs der eigenen Familie beherrschen muss, selbstständig leisten können.“



1914 richtet die GHH eine Handarbeitsschule ein

Ausgebildete Kinderkrankenschwestern berieten die jungen Mütter in regelmäßig abgehaltenen Sprechstunden bei der Pflege ihrer Säuglinge. Die Kosten für alle Angebote übernahm zunächst die Firma. Später mussten die Eltern für den Kindergarten im Quartal 1,00 RM und für jedes Kind im Hort monatlich 0,20 RM zahlen.

Anfang 1945 schloss die GHH den Kindergarten vorläufig, weil sie die Sicherheit der Kinder wegen der immer stärker werdenden Bombenangriffe nicht mehr gewährleisten konnte. Diese Schließung war jedoch endgültig.

1963 mietete die Pfarre St. Pankratius Osterfeld das Haus als „Filiale“ ihres Kindergartens. Die Kindergärtnerinnen betreuten hier exakt 10 Jahre lang an 6 Tagen in der Woche bis zu 60 Kinder aus den Kolonien Vondern und Dellwig. Schließlich lohnte sich der Betrieb nicht mehr, weil die Gruppen immer weiter schrumpften.

Erst 1977 richtete die Arbeiterwohlfahrt (AWO) das Gebäude mit vielen ehrenamtlichen Helfern als „Bürgerhaus“ ein. Die Hermann-Albertz-Stiftung, die Industrie-Gewerkschaft Bergbau, die Falken und die Vonderner Karnevalisten fanden hier eine Bleibe. Aber auch für private Feste standen Räume zur Verfügung.

Leider kam schon 1985 das „Aus“ für das Projekt. Die Mieteinnahmen reichten bei weitem nicht aus, die Kosten zu decken, und dem Träger fehlte das Geld, das Defizit weiterhin auszugleichen. Weil sich kein Nachmieter fand, stand die Immobilie lange leer.

Die Kolonie heute

Die Kolonie Vondern zählte als erste nach den Prinzipien der Gartenstadt gestaltete Werksiedlung in Oberhausen zu den schönsten im Ruhrgebiet. Trotzdem gelang es nicht, sie unter Denkmalschutz zu stellen und sie so im Originalzustand für die Nachwelt zu erhalten. Im Laufe der Zeit hatten einige Mieter nämlich auf eigene Kosten Umbauten an Haus und Garten vorgenommen, dadurch verlor das Kleinod viel von seinem ursprünglichen Charme.

Der Rat der Stadt wollte retten, was noch zu retten war, und verabschiedete 1996 die „Gestaltungssatzung Vondern-Siedlung“. Diese legte den Rahmen für zulässige Renovierungen und Anbauten genau fest, um „das Erscheinungsbild der Siedlung ‚Kolonie Vondern‘ zu erhalten und störende Veränderungen auszuschließen, die das charakteristische Bild der Siedlung beeinträchtigen würden“. Trotzdem sieht der aufmerksame Spaziergänger heute, mehr als 10 Jahre nach Inkrafttreten der Satzung, viele sehr eigenwillige „Verschönerungen“. 1995 beschloss die Immeo Wohnen GmbH, Rechtsnachfolgerin von THYSSEN BAUEN UND WOHNEN, ihre Kolonie zu privatisieren.

Auch für die beiden Schmuckstücke fanden sich Liebhaber: Der neue Besitzer nutzt das Konsum-Gebäude vornehmlich als Wohnhaus, nur ein kleiner Teil beherbergt ein Nagelstudio. Im ehemaligen Kindergarten hat der Eigentümer neben Wohnungen auch Büro- und Gewerberäume eingerichtet.

Bleibt noch zu sagen, dass die Familie Nesselrode-Reichenstein die Erbpachtgrundstücke weder an die GHH noch an die Nachfolgesellschaften verkauft hat. Auch nach der Privatisierung konnten die neuen Besitzer der Häuser den Grund und Boden nur in Erbpacht übernehmen. Seit kurzer Zeit besteht jedoch die Möglichkeit, die Grundstücke zu erwerben.

Fritz Pamp

